Theologischer Verein HALLE a/S.

Nr. 29 — Leipzig, den 20. Juli — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel: 1. Die Missionspflicht — Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift: 3. Das Schriftganze als Heilswort für den Einzelnen (Zweite Hälfte) — Die Volksschule und die soziale Frage: 1. Der Charakter der achten Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung — Zur weitern Rechtfertigung der Wohlthätigkeitsvereine — Vom Vatikan — Verschiedenes: Wißmanns Aeußerungen über katholische und evangelische Mission; Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse Württembergs — Zur Besprechung eingesandte Bücher — Anzeigen

Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel

Uebersicht: 1. Missionspflicht; 2. Das „methodistische" Missionsprinzip; 3. Das katholische Missionsprinzip; 4. Grundsätze aus der heiligen Schrift

1. Die Missionspflicht

Meine Absicht ist, die Gesichtspunkte aus der heiligen Schrift zu gewinnen, die für die Missionsaufgabe der evangelischen Kirche bedeutsam sind. Gewiß verkenne ich nicht, daß diese Gesichtspunkte die einzigen weder sein können noch wollen. Neue, ungeahnte Kulturbedingungen und Kulturansprüche treten uns in unsrer Zeit entgegen. Die tausendjährige, von Gott geleitete Geschichte der Kirche und Welt, die nicht nach den Gedanken früherer Geschlechter, auch nicht nach den Hoffnungen und Befürchtungen der begnadigtsten Menschenkinder sich entfaltet hat, trägt unsrer Zeit auch ein neues Verständnis der Aufgaben des Reiches Gottes entgegen. So wird das Bild der Missionsaufgabe der Gemeinde Gottes, wie es vor der Seele der Propheten und Apostel stand, gewiß mannigfach verändert, oder vielmehr mit neuem Lichte bestrahlt. Aber niemand wird bestreiten, daß die Kirche des Evangeliums auch in dieser Lebensbethätigung ein gutes Gewissen nur dann haben kann, wenn ihre Arbeit wirklich auf dem gesunden Lebensboden des Evangeliums wächst und nach den Zielen strebt, die das Wort Gottes zeigt.

Daß die heilige Schrift mit dem Gedanken der Gemeinde des Gottesreiches die Aufgabe und Pflicht der Mission unzertrennlich verbindet, darüber wird unter gläubigen Christen der Gegenwart schwerlich eine Meinungsverschiedenheit entstehen. Jedenfalls bedarf es keiner schwierigen Beweisführung, um diese Behauptung zu begründen.

Wohl hat das Volk Israel die Ausbreitung des Gottesreiches und seiner Herrschaft über alle Heidenvölker, die nicht als Feinde Gottes im Gericht untergehen, zunächst nur als eine Verheißung seines Gottes aufgenommen. Es hat ihre Erfüllung einfach von dem allmächtigen Wirken dieses Gottes in der Weltgeschichte erwartet, durch große Gnadenoffenbarungen an Israel und durch furchtbare Richterthaten an der Welt. Und diese Anschauung hat eine bleibende Bedeutung auch für die Hoffnungen der Christenheit. Israel hat also zuerst wenig an eine ihm auferlegte Pflicht der Mission gedacht — am wenigsten an eine geistige Aufgabe, deren Mittel die Predigt des Wortes sein sollte. Eher hat es an eine große, weltgeschichtliche Mission der That gedacht und erwartet, in heldenmütiger Aufopferung und Todesverachtung die Schlachten seines Gottes zu schlagen und den Sieg seines Reiches herbeizuführen — hat sich wie Gottes scharfes Schwert, wie den Pfeil an seinem Köcher angesehn.

Aber seit die ursprüngliche, in der Gegenwart befriedigte Herrlichkeit des Israels Davids und Salomos von Gott durch seine Zornruten aus der Heidenwelt zerschlagen war, seit Gott seinen Propheten die Zuversicht ins Herz gab, das Bild eines neuen bessern Israels der Zukunft auszugestalten, haben die Gottesmänner des alten Bundes niemals bezweifelt oder vergessen, daß die Volksgemeinde des lebendigen Gottes aller Welt dazu in die Welt gesetzt sei, daß sie zu dem herrschenden und königlichen Mittelpunkte der Welt werde und Gott durch sie König sei über alle Welt. Vor allen hat der große Prophet des Exils in unvergleichlichen Worten ausgesprochen, daß Israel selbst, der Knecht Gottes, von Gott berufen sei, diesen höchsten Dienst in der Weltgeschichte durch sein Zeugnis und durch seine Arbeit zu leisten. Gott stellt diesen seinen Knecht auf die große Schaubühne der Weltgeschichte, vor die Augen der Heiden — als den Boten, in dessen Mund er sein Wort legt, auf dessen Heilsbotschaft die Inseln hoffen und der in seinem Leiden und seiner Herrlichkeit das Geheimnis der Weltgeschichte ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß aus solchen Gedanken dem spätern Israel sich das Gefühl für die Pflicht der Mission ergab und Missionsbegeisterung in ihm auflebte. Die Pharisäer, die Land und Meer durchzogen, einen Proselyten zu machen, haben diese Wahrheit wohl in ihrer Weise in ein Zerrbild verkehrt, haben, statt ein Gottesreich zu bauen, Seelen unter ihr Satzungsjoch geknechtet und zwiefach zur Beute der Gehenna gemacht. Aber auch das ist doch nicht bloß ein Beweis für pharisäisches Mißverständnis der Religion, sondern ebensowohl für das in Israel lebendige Bewußtsein der Missionspflicht.

In der Vollendung des neuen Bundes aber ist diese Pflicht von Anfang an unbestritten. Missionsboten mit der Predigt, daß das Gottesreich herbeigekommen sei, sendet der Heiland in die Städte und Dörfer Israels. Als Verkündiger der Auferstehung ziehen die Apostel in die weite jüdische Welt hinaus. Und sobald das Israel des Neuen Bundes seine eigne Bedeutung an der Herrlichkeit seines auferstandnen Königs und Herrn verstand, war ihm auch seines Herrn Wille und Auftrag gewiß, daß es Mission zu treiben habe, ohne andre Grenzen als die der Menschheit selbst, und ohne andre Bedingungen als die der gläubigen Aufnahme der Botschaft vom Heil. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." Darin waren alle Jünger Jesu einig, so verschieden auch ein Paulus, ein Jakobus und die Gläubigen aus den Pharisäern über den Inhalt der Heilsbotschaft dachten, die man den Heiden bringen sollte.

H Sch

Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift

3. Das Schriftganze als Heilswort für den Einzelnen

(Das Zeugnis des heiligen Geistes. Kübels Theorie. Das Schriftganze ein Wort Gottes an mich. Unabhängigkeit dieser Autorität von der Bibelkritik)

Zweite Hälfte

Wir sahen, daß das Evangelium, wo immer es an uns herantritt, also auch wo es von der Bibel uns dargeboten wird, die Kraft hat, Menschenherzen seiner gewiß zu machen und sich ihnen als Wort Gottes zu erweisen. Eine analoge Wirkung aber geht auch von dem übrigen Inhalt der heiligen Schrift aus, und so erhärtet sie sich im Gebrauch auch in dem vorher festgestellten Sinne als ein Wort Gottes. Wer sich betenden Herzens ihr naht, der kann überall in ihr Speise für seine Seele finden, ja mehr als das, den Eindruck erhalten, daß sein Gott mit ihm redet und ihm etwas zu sagen hat, was er gebrauchen kann und soll. Allerdings gilt das von den übrigen Teilen der heiligen Schrift nicht genau in derselben Weise, wie von dem eigentlichen Zentrum, dem Wort von der Sünden vergebenden und erlösenden Gnade Gottes in Christo. Nämlich während das Zentrum sich da, wo Gott seinen heiligen Geist giebt, unmittelbar dem Herzen als Wort Gottes geltend macht, werden die übrigen Teile der Schrift nur da als Wort Gottes erkannt, wo sie von diesem Zentrum aus betrachtet werden. Das christliche Verständnis der heiligen Schrift und eben damit ihre Wirksamkeit als Gotteswort ist für jeden Einzelnen nur erreichbar, wenn er innerhalb des Evangeliums steht.

Es erprobt sich die Richtigkeit des eben Gesagten daran, daß wir bei dem Herrn eine genau analoge Stellung zum Alten Testament finden. Es ist auf den ersten Blick überaus befremdend, daß er, der so hoch über dem Niveau der alttestamentlichen Gottesoffenbarung stand, von dem man also glauben möchte, er habe in erster Linie den Unterschied zwischen seinem religiösen Bewußtsein und dem des Alten Testaments fühlen müssen, vielmehr das Bewußtsein der vollsten Uebereinstimmung ausspricht und bethätigt. Nicht auflösen, sondern erfüllen, das ist sein Wahlspruch, unter den er seine gesamte Lehre befaßt. Also auch formellen Widerspruch gegen den Wortlaut des Alten Testaments — „ihr habt gehört, daß den Alten gesagt ist, ich aber sage euch“ — hat er nicht als sachlichen Widerspruch, sondern als Erfüllung des Alten Testaments gefühlt. Ebenso hat er unzweifelhaft sich mit der Prophetie in Einklang gewußt, obwohl sein Auftreten von ihrem Buchstaben so vollständig abwich. Wie ist das zu erklären? Nur so, daß vermöge seines unendlich übergreifenden, schlechthin vollkommnen religiösen Bewußtseins er die Möglichkeit hatte, aus jedem alttestamentlichen Worte den Punkt herauszufinden, in dem es mit seinem eignen Bewußtsein harmonirte. Weil sein Blick nur auf die Wahrheit, wie sie in ihm lebte, gerichtet war, war er imstande, auch die ersten Ansätze, die unscheinbarsten Anknüpfungspunkte im Alten Testament zu erkennen. Alles andre, was etwa unvollkommen war, blieb bei ihm völlig unbeachtet. Derselbe Blick liebevollen Verständnisses, den er für Sünderherzen besaß und mit dem er auch da hoffnungsvolle Lebenskeime erkannte, wo kein andrer sie wahrgenommen, hat ihn auch dem alttestamentlichen Wort gegenüber geleitet. Nicht eine Schranke und Unvollkommenheit war es, daß er sich so ganz und gar mit ihm eins wußte, sondern die nie genug zu bewundernde Höhe und Kraft seines religiösen Blickes. Nicht darum war es ihm zu thun, was der Verfasser einer alttestamentlichen Stelle sich bei ihrer Niederschrift gedacht hatte, sondern welchen ewig wahren Gedanken er von seinem Standpunkt aus darin erkennen konnte. Indem er sein eignes religiöses Haben zu Grunde legte, gewann er ein ganz neues, unendlich tieferes Verständnis für alles und jedes im Alten Testament, gewann er die Möglichkeit, aus jedem seiner Worte nicht nur eine Offenbarung Gottes an eine längst vergangne Zeit, sondern eine gegenwärtige Offenbarung an ihn selbst herauszulesen.

Zu einem analogen Verständnis und Gebrauch der heiligen Schrift hat er auch uns befähigt und den Weg gezeigt. „Sie ist es, die von mir zeuget,“ das Wort bildet den Ausgangspunkt für die richtige Würdigung der heiligen Schrift. Wenn Luther die Schrift danach beurteilt, wie sie Christum treibe, so hat er damit nur in völlig zutreffender Weise den Standpunkt des Herrn sich angeeignet. Wer Christum und in ihm seinen Gott durch das Evangelium gefunden hat, hat damit die Möglichkeit gewonnen, ein christliches, d. h. innerlich wahres Verständnis dessen zu bekommen, was in der gesamten Schrift steht. Hiermit ist ein fester Boden gewonnen, von dem aus jeder einfache und ungelehrte Christ, dem die Mittel zu einem geschichtlichen Verständnis der Bibel völlig fehlen, doch in zutreffender Weise den Gehalt der heiligen Schrift zu seiner religiösen Erbauung und Förderung sich aneignen und etwas daran haben kann. Wenn er die Schrift liest, so will er in Verkehr treten mit seinem Gott. Wer das betreffende Wort einmal geredet hat, worauf es sich ursprünglich bezog: das gilt ihm gleich; er sucht darin eine Offenbarung Gottes für sich selbst. Und wer da sucht, der findet. In derselben Art wie der Herr, wenn auch in unendlichem Abstande des Maßes, wird es auch ihm gelingen, überall etwas zu finden, was für ihn brauchbar ist.

Freilich, was der Herr in unmittelbarem Griff erfaßte, das müssen wir allmählich lernen. Während er von selbst den ewigen Kern jedes Gotteswortes erkannte und nur darauf sein Augenmerk richtete, ist es bei uns unendlich oft der Fall, daß wir den Blick gerade auf die zeitgeschichtliche Form, auf die uns fremd gewordne Art des Ausdruckes und der Darstellung richten und dadurch einstweilen gehindert werden, zu erkennen, wie auch hier wir ein Wort Gottes an uns haben können. Es zeigt sich auf diesem Punkte von neuem die Wichtigkeit des strengen Begriffes von Wort Gottes, den wir zu Grunde gelegt haben: Wort Gottes ist ein Wort, in dem Gott mir etwas zu sagen hat. Denn solch Gotteswort verträgt es nicht, daß wir den Blick ablenken auf das irdische Gefäß, in dem es uns nahe gebracht wird. Wo wir in der Schrift das Gotteswort nicht finden können, liegt es daran, daß wir an der uns unverständlichen Form, an der fremden Schale hängen bleiben, in der der Trank uns dargeboten wird. So kann es freilich kommen, daß viele das Wort Gottes in der Bibel ungleich weniger zu finden wissen, als in dem Wort einer Predigt, eines Erbauungsbuches oder der Lieder der christlichen Kirche. Die andre, ihnen bequemere Zubereitung macht es ihnen leichter, sich die Speise anzueignen. Aber dadurch wird nicht aufgehoben, daß je länger die Uebung dauert, desto mehr jeder überall in der Schrift ein Wort Gottes an ihn im strengsten Sinne finden kann. So weit er es gefunden hat, ist ihm die Schrift wirklich Wort Gottes geworden. Denn in jedem solchen Falle geht jene überwältigende Kraft Gottes davon aus, die dem Menschen innerlich den Glauben und den Gehorsam des Glaubens abzwingt, und an dieser Wirkung erprobt es sich ihm: da hat mir mein Gott etwas gesagt. So wird dem Einzelnen mehr und mehr das Schriftganze zu Worten Gottes, und wenn er auch noch weit hinter dem Ziele zurückbleibt, das Vertrauen wächst in ihm, daß es sich ihm immer mehr als Wort Gottes erschließen wird; und die christliche Gemeinde, die täglich erlebt, wie in ihrer Mitte nun dieses, dann jenes Schriftwort als ein Gotteswort wirkt, wird erst recht in dem Vertrauen bestärkt, daß sie überall in der Schrift darauf rechnen kann, solche Gottesworte zu finden. Aber nicht dieses vorläufige Vertrauen, das auf Grund der gemachten Erfahrungen erwächst, ist es, das dem Schriftganzen eine religiöse Autorität verleiht, denn das ist nicht Glaube im eigentlichen Sinne, dadurch würde die Schrift wiederum zu einer äußern Autorität herabgesetzt; vielmehr darum ist sie religiöse Autorität, weil sie sich dem Einzelnen als eine Kraft Gottes bewährt hat. Sofern ein Wort der Schrift bei mir solche Wirkung nicht gehabt hat, ist es mir auch keine religiöse Autorität, und ob ich es in äußerm Sinne für wahr halte oder nicht, ist religiös ganz gleichgiltig. Innerhalb der evangelischen Kirche ist es nicht eine gesetzliche Forderung, daß ich die Schrift als Wort Gottes ansehen soll, sondern es ist eine Thatsache der christ-

lichen Erfahrung, daß durch Vermittlung der Schrift Gott selbst mit mir verkehrt, — eine Thatsache, von deren Wahrheit der Einzelne und die ganze Gemeinde in immer zunehmendem Maße sich überzeugt. Darum haben wir diesem Abschnitte die Ueberschrift gegeben: Das Schriftganze als Heilswort. Denn es handelt sich im gegenwärtigen Zusammenhange schlechterdings nur um die Frage, wie dem Einzelnen die gesamte Schrift zu einer religiösen Autorität werden kann, d. h. zu einem Wort, durch dessen Vermittlung sich Gott selbst ihm naht und ihm für sein inneres Leben etwas giebt. Daß dies aber von keinem Menschen und von keiner menschlichen Schrift in dem Maße gilt wie von der Bibel, das ist die Erfahrung, wodurch diese nicht nur zu einer religiösen Autorität, sondern zu einer einzigartigen religiösen Autorität gemacht wird. —

Indem wir die Autorität der heiligen Schrift für den Einzelnen ausschließlich auf seine Glaubenserfahrung gegründet haben, haben wir einen zwiefachen Vorteil gewonnen: erstens ist jetzt die Frage eine schlechthin religiöse geworden, sodaß wir keine Anleihe bei irgend einer außerreligiösen Instanz zu machen brauchen; zweitens ist die Gemeinde auf diese Weise jeder Beunruhigung durch die Arbeiten der Theologie entrückt. Das Letztere wird freilich nicht von allen Seiten ohne weiteres zugegeben werden. Man wird von der einen Seite sagen: wenn ich die Erfahrung mache, daß mein Gott in der Schrift mit mir redet, so sei damit die Voraussetzung gegeben, daß dies Wort, in dem er sich mir offenbare, auch ein an sich wahres sei. Denn Gott könne unmöglich seine Offenbarungen in Büchern niedergelegt haben, die schon rein menschlich betrachtet unwahr seien. Und von der andern Seite wird man einwenden: indem der Begriff des Wortes Gottes so auf dasjenige beschränkt werde, was an mir sich als wirksame Kraft bezeige, werde übersehen, daß das Christentum vor allem auf geschichtlichen Thatsachen beruhe und die heilige Schrift in erster Linie das berichten wolle, was Gott zu unserm Heil gethan habe; es sei also unmöglich, nach dieser geschichtlichen Seite hin von der Glaubwürdigkeit abzusehen. Dennoch können und müssen wir auf unserm Standpunkte beharren.

Zunächst können wir es. Die sämtlichen litterarkritischen und historischkritischen Fragen, um die es sich bei der heiligen Schrift handelt und handeln kann, können in der That bei der Bedeutung der heiligen Schrift für den Einzelnen außer Rechnung gelassen werden.

Die litterarkritischen Fragen. Denn eben das ist uns ja der Begriff des Wortes Gottes, daß ich unmittelbar mit meinem Gott verkehre, die Rede, die an mich ergeht, als seine Rede auffasse. Darum ist es also für den Glauben völlig gleichgiltig, welcher Organe sich Gott dabei bedient hat. Ob die Geschichte des Sündenfalles durch Moses oder durch wen sonst berichtet ist, was geht es mich an, wenn mein Gott mir darin sagt: So geht es mit der Sünde bei dir zu. Wenn ich das Wort lese: Also hat Gott die Welt geliebet, wie gleichgiltig ist es mir, durch wessen Mund das Wort an mich gelangt, wenn dadurch der Glaube in mir erweckt wird. Mag nun die Kritik die Echtheit aller biblischen Bücher leugnen, ich ziehe mich als in eine feste Burg dahinter zurück: daß in diesen Schriften mein Gott sich mir offenbart, das habe ich erlebt und erlebe ich immer von neuem. Habt ihr recht in euerm Zweifel, so wird er ja wohl wissen, warum er so gehandelt hat. Sagt ihr mir, es sei seiner nicht würdig, in untergeschobenen Schriften sich zu offenbaren, so erwiedere ich: die Thatsache, daß er sich mir in diesen offenbart hat, steht nun einmal fest, und über das, was seiner würdig ist, muß ich ihm das Urteil überlassen. Geht euern Weg; ich meinesteils bin des einen gewiß, was ich brauche, nämlich daß ich meinen Gott hierin gefunden habe. Hat er menschliche Schwachheit und Sünde dabei gebraucht, ich will ihm keine Vorschriften machen; das Resultat, das dabei herausgekommen ist, könnt ihr nicht aus der Welt schaffen.

Aber nicht anders steht es auch mit der geschichtlichen Kritik. Unzweifelhaft ist die Geschichte vom verlornen Sohne ein Gleichnis, also erfunden, aber in ihr ist ebenso unzweifelhaft eine Wahrheit, die sich mir als göttliche Wahrheit bezeugt. Wenn nun ein Evangelist diese Geschichte als wirklich geschehen erzählte, würde sie darum weniger Heilswert haben? Das Buch Hiob ist ein Gedicht. Ist sein Erbauungswert darum ein andrer, als wenn die Geschichte der Wirklichkeit nachgezeichnet wäre? Wenn die Geschichte von Isaaks Opferung eben solch ein Gedicht wäre, verliert sie dadurch irgend etwas von ihrer erweckenden Kraft für mich? Wie ein Menschenkind in der Angst seiner Seele sich den schwersten Sieg abringt, und wie Gott der Versuchung ein Ende macht, daß wir es können ertragen, ist dieser Heilsgehalt darum nicht wahr? Wenn man mir sagt, das Evangelium Johannis sei nicht geschichtlich, ich werde der Erzählung von der Auferweckung des Lazarus doch mit dem Eindrucke gegenüberstehen: darin redet mein Gott zu mir, und jedes Wort davon ist ewige Wahrheit. Daß mein Gott Wunder thut, das will sagen, in das zeitliche Leben Ereignisse hineinstellt, in denen ich nicht die natürliche Folge irdischer Kausalitäten, sondern ein Hineintreten der Ewigkeitswelt in mein Leben erfahre, das ist mir Glaubenserfahrung. Ob nun diese oder jene analoge Thatsache in vergangnen Tagen wirklich geschehen ist oder nicht: daß sie innerlich wahr ist, daß Gott so handelt und auch an mir so sich verherrlichen will, daß er also mit dem Wort der Erzählung mir etwas sagt, das ist mir gewiß. Ja ich gehe noch einen Schritt weiter. Selbst wenn man mir die Weihnachtsgeschichte nehmen und die Berichte von der leiblichen Auferstehung Christi anzweifeln will, es soll mich kühl lassen. Daß die Person des Herrn das Wunder aller Wunder ist, und daß er, der Gekreuzigte, durch Grab und Tod hindurch in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen, lebet und regieret in Ewigkeit und mich den Weg führen wird, den er gegangen ist, das ist eine Glaubenserfahrung, die mir niemand nehmen kann.

Schreiber dieses bekennt sich mit aller Sicherheit persönlicher Ueberzeugung zu der Geschichtlichkeit der Auferstehung Christi und der Realität seiner Wunder, aber trotzdem, nein eben deshalb liegt es mir am Herzen, auf das dringendste zu warnen, die Fragen nach der geschichtlichen Wahrheit der betreffenden Ereignisse irgendwie zur Voraussetzung für die Autorität der Bibel zu machen. Die gesamte neueste Entwicklung der biblischen Kritik halte ich für geradezu providentiell. Wir haben uns gewöhnt, vom Glauben an die heilige Schrift in einem Sinne zu reden, bei dem der evangelische Begriff des Glaubens zu kurz kommt. Wir machen Thatsachen der Vergangenheit zum Ausgangspunkt und kommen dadurch, wir mögen wollen oder nicht, immer wieder in die Versuchung, unsern Glauben mit geschichtlichen Mitteln beweisen zu wollen. Man protestirt, und zwar mit Recht, gegen jeden Versuch, den christlichen Glauben zu einer Nachwirkung von Thatsachen der Vergangenheit zu machen. Aber dieselben Leute, die das thun, fallen, ohne es zu wollen, in denselben Fehler, wenn sie die geschichtlichen Thatsachen zum Ausgangspunkte des Beweises der Heilswahrheit machen. Aller wahre Glaube ist ein Glaube an etwas Gegenwärtiges. Es ist ein gut gemeinter, aber höchst verhängnisvoller Irrtum, wenn Kübel davor warnt, man solle nicht fragen: Was ist das Wort Gottes für mich? sondern müsse fragen: Was war es für die Apostel? Damit ist die Unmittelbarkeit des religiösen Lebens in Frage gestellt.

Man giebt sich einer merkwürdigen Täuschung hin über das Verhältnis des „an sich“ und des „für mich“ Wahren. Zur Erkenntnis des „an sich“ Wahren komme ich nur, indem es „für mich“ wahr wird. Wir leben in jeder Beziehung nur von den Wirkungen, die von den Dingen auf uns ausgehen. Die Dinge der materiellen Welt erkennen wir nur, indem sie auf uns wirken. Das Wesen eines Menschen fassen wir nur vermittelst seiner Wesensäußerungen. Also indem die Dinge und Menschen „für mich“ etwas werden, gewinne ich erst einen Blick in das, was sie sind, nämlich in die diesen Wirkungen entsprechende Kausalität. Ich habe auch diesen Weg der Wahrheitserkenntnis noch nie als eine Verarmung empfunden und gemeint, weniger von der Welt zu wissen und von ihr zu haben, weil ich mir darüber klar bin, daß all mein Wissen nur auf Rückschlüssen aus ihren Wirkungen beruht. Genau so steht es aber auf dem religiösen Gebiet. Auch da sind der einzig mögliche Ausgangspunkt die Wirkungen, die von Gott und der Welt der Ewigkeit auf mich ausgehen. In diesen Wirkungen erfasse ich ihre

Realität. Was an mir nicht wirksam wird, ist schlechterdings keine Bereicherung meines Lebens. Sprich doch dem Blinden von der Farbenskala und frage ihn dann, was er davon habe. So ist es also ein überaus verhängnisvoller Irrtum, wenn man in vermeintlichem Interesse für die Objektivität der Wahrheit das einzige Mittel abschneidet, wodurch es überhaupt zu einem religiösen Besitz „für mich" kommt. Darum ist es eine anbetungswürdige Führung Gottes, daß er durch die Entwicklung der biblischen Kritik uns alle falschen Krücken mit Gewalt wegnimmt, mit denen wir unsern Glauben stützen wollen, und uns nur den einen königlichen Weg freiläßt, nämlich den der Glaubenserfahrung von den Wirkungen der heiligen Schrift an uns und auf uns. Wenn jemand, der schwimmen lernen soll, zuerst von der tragenden Angel losgelassen wird, so ist es ihm, als müßte er unfehlbar nun versinken und ertrinken. Aber der Meister, der ihn lehrt, weiß, was er thut und wann er es zu thun hat. Aehnlich ist es auch uns jetzt oft zu Sinn, wenn die Stützen unter uns fortgezogen werden, auf die wir bisher nicht nur die Autorität der Schrift, oft sogar unser ganzes Christentum gebaut meinten. Auch wir haben das Gefühl, als müßten wir dabei versinken und ertrinken. Und doch gilt auch hier in seiner Weise das große Wort: Ob der irdische Bau dieser Hütte zerbrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott gebaut. Die Gotteskraft, die von den Evangelien und weiter von der ganzen Schrift ausgeht, die ist stärker und stützt besser.

Darum, so sauer es euch auch werde, gebt die gesamte Kritik frei und lernt vor keiner Konsequenz zu erschrecken. Innerhalb der Wissenschaft wollen wir in ehrlichem Kampfe um die menschliche Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher und alles, was dazu gehört, streiten; aber unser Glaube soll damit unverworren bleiben. Der soll ein Glaube sein an das Wort Gottes, das wir an der Schrift haben. Wir müssen unsre Gemeinden dazu erziehen, daß sie an diesem Glauben sich begnügen und lernen, daß sie daran nicht weniger, sondern mehr haben. Das Kind, das die Mutter losläßt, wenn es gehen lernen soll, wird darum nicht ärmer, sondern reicher. So also können, so also müssen wir die Autorität der Schrift für den Einzelnen nur auf diesen einen Punkt bauen.

Noch eine Frage bedarf der Erörterung. Wenn wir die Autorität der Schrift für den Einzelnen lediglich darauf begründet haben, daß diese sich ihm innerlich als ein Wort, das Gott ihm zu sagen habe, bewährt, ist damit eine Gewißheit garantirt, daß der gesamte Lehrinhalt der Bibel Wahrheit sei? Ebenso wenig, wie dies von ihrem geschichtlichen Inhalt behauptet werden konnte. Freilich scheint die Sache in beiden Fällen etwas verschieden zu liegen. Ich kann die geschichtliche Wirklichkeit eines in der Bibel berichteten Vorganges bezweifeln oder leugnen und dennoch gewiß sein, daß in dem Erzählten eine ewige Wahrheit ist, die mir selbst als Norm zu gelten hat. Dagegen auf dem Gebiete der Lehre scheint es sich um einen ausschließenden Gegensatz zu handeln: entweder wahr oder falsch; im erstern Falle kann ich etwas für mein inneres Leben an der Lehre haben, im zweiten nicht. Bei näherer Betrachtung aber stellt sich doch die Sache anders. Erstens wird in vielen Fällen der Leser der heiligen Schrift zwar vor manchen Lehraussagen in ihr kopfschüttelnd stehen, sich in sie nicht finden können, aber ohne darum ein rundes Nein auszusprechen. Dann wird er sein Urteil aussetzen und es als möglich erachten, daß bei weiter vorgeschrittener christlicher Reife seine Bedenken schwinden. Zweitens kann allerdings auch der Fall eintreten, daß er geradezu eine in der Schrift enthaltene Anschauung für unrichtig erklären zu müssen meint. Für den erstern Fall erteilt man Indemnität, den zweiten erklärt man für eine durchaus falsche Stellung zur heiligen Schrift. Es komme eben darauf an, seine Vernunft gefangen zu geben unter den Gehorsam des Glaubens und die Autorität der Schrift dadurch zu ehren, daß man ihr Wort sich mehr gelten lasse, als alle Einwürfe des eignen Denkens. Diese Stellung zum Schriftwort sieht sehr fromm aus, ist es aber schlechterdings nicht, weil dabei wiederum der christliche Glaubensbegriff völlig außer Rechnung gestellt wird. Ich muß offen gestehen, daß ich zwischen dieser Art der Unterwerfung unter

die Schrift und der römischen Unterwerfung unter den unfehlbaren Papst einen Unterschied zu finden nicht vermag. Beide male handelt es sich um ein sacrificio del intelletto. Ein solches giebt es im Christentum allerdings, aber nur in einem Falle, daß nämlich die Vernunft einer noch höhern Instanz weichen muß, nämlich derjenigen einer göttlichen Gewißheit, wie sie durch jenes innere Erlebnis gesetzt wird, das wir Glauben nennen. In jedem andern Falle ist jenes Opfer schlechterdings unberechtigt. Darum auch hier. Die vorgefaßte Meinung, daß die Bibel, weil sie in vielen Stücken Wahrheit enthält, auch in jedem Worte wahr sein müsse, darf schlechterdings nicht mit religiösem Glauben verwechselt werden. Was ich nur darum für wahr halte, weil es in der Bibel steht, ist für mich durchaus kein religiöser Besitz, und ich habe daran kein wirkliches Wort Gottes. Ob ich eine solche Aussage der Schrift, von der ich innerlich nichts habe, bejahe, weil sie nun einmal dasteht, oder ob ich sie verneine, weil ich sie mit andern Aussagen meines Glaubens nicht reimen kann, ist religiös völlig gleichgiltig. Somit schließt der Umstand, daß die Schrift mir in vielen Punkten Autorität geworden ist, nicht ein, daß sie es mir auf allen Punkten ist. Demjenigen, der in sehr wichtige Aussagen des Neuen Testaments, z. B. über die Gottheit Christi oder seine Wiederkunft, sich nicht finden kann, darf man es nicht als ein äußerliches Gesetz auflegen: Du sollst und mußt daran glauben. Denn auch, wenn er dieser Forderung Gehorsam leistete, wäre das kein Glaube. Man kann ihm nur wünschen, daß seine Glaubenserfahrung sich so bereichere und vertiefe, daß ihm auch diese Aussagen der Schrift zu einem innern Erlebnis und damit zu göttlicher Autorität werden. Vor allem ist aber ins Auge zu fassen, daß solches Bedenken gegen die völlige Richtigkeit einer biblischen Lehraussage in keiner Weise ausschließt, daß ich an ihr dennoch ein Wort Gottes habe. Jeder Leser der Schrift weiß, daß die Erwartung der Apostel, sie würden die Wiederkunft Christi erleben, sich nicht erfüllte. Dennoch kann der Geist Gottes ihre Worte gebrauchen, um mein Gewissen aufzuwecken: so groß war bei ihnen die Sehnsucht nach der Vollendung, so mächtig die Glut ihrer Hoffnung, und wie weit stehst du hinter ihnen zurück! Oder es kann sich jemand in den Gedanken der Präexistenz Christi nicht schicken: ist damit ausgeschlossen, daß ihm der Geist Gottes bei dem Lesen der Stelle Kolosser 1, 15 ff. etwas sagt? Daß in ihm das Gefühl mächtig wird, mein Heiland ist das A und O, das Ziel, dem alle Kreatur zustrebt, der, um deswillen alles von Gott geschaffen ist? —

Die Schärfe, mit der in den beiden letzten Absätzen zwischen der religiösen Wirkung der heiligen Schrift und der Gewißheit ihrer historischen und dogmatischen Glaubwürdigkeit unterschieden wurde, steht in solchem Gegensatze gegen die gewöhnliche Anschauung, daß es angezeigt ist, zur Klärung und womöglich Verständigung noch ein Wort hinzuzufügen. Man wird entgegnen, daß durch das Gesagte der Charakter des Christentums als einer geschichtlichen Religion nicht zur genügenden Geltung gekommen sei, daß ein Glaube im evangelischen Sinne daher ohne die Anerkennung der Grundthatsachen des Neuen Testaments gar nicht denkbar sei. Man wird weiter entgegnen, daß ein solcher Glaube auch unmittelbar die Zustimmung wenigstens zu den wichtigsten Lehraussagen des Neuen Testaments in sich schließe.

Aber so viel Wahres darin liegt, so wenig trägt das für die Frage aus, die uns hier beschäftigt. Gewiß beruht die christliche Religion auf geschichtlichen Thatsachen; gewiß giebt es gar keine andern Offenbarungen Gottes als in der Form geschichtlicher Thatsachen; gewiß rechne ich zu solchen Thatsachen meinerseits auch die Auferstehung Christi. Aber hier handelt es sich, wie schon mehrfach bemerkt werden mußte, gar nicht um die Frage, welche Thatsachen die notwendige Voraussetzung bildeten, damit es zu einer christlichen Gemeinde kommen konnte; sondern es handelt sich um die Frage, wie der Einzelne zur religiösen Gewißheit kommen kann, wenn ihm die Wirklichkeit der im Neuen Testament enthaltenen Thatsachen oder Lehren zweifelhaft geworden ist. In unzählbar vielen Fällen ist es bei der Entstehung des Glau-

bens allerdings so zugegangen: in die christliche Gemeinde hineingeboren und in ihrer Luft erzogen, hat der betreffende Mensch an der historischen und dogmatischen Wahrheit der biblischen Aussagen nie gezweifelt; damit hatte er freilich noch keinen Glauben, aber dieser Glaube kam zu der historischen Sicherheit hinzu, indem der Mensch die Kraft des Evangeliums als eines sich an ihn richtenden Wortes Gottes erlebte. Auch heute noch wird es bei vielen in derselben Weise hergehen. Aber bei ebenso vielen steht es anders. Sie sind nicht aufgewachsen in der Sicherheit von der historischen Wirklichkeit des in der Bibel Erzählten, oder wenn sie es waren, so ist diese Gewißheit ihnen verloren gegangen. Nun entsteht die Frage, wie sie zum Glauben kommen sollen: ob so, daß ihnen zuerst die biblischen Thatsachen wieder historisch gewiß werden, als was die nötige Vorbedingung des religiösen Glaubens sei, oder ob umgekehrt das Erleben der Kraft des Christentums das Erste ist, woran sich das Übrige schließt. Man braucht sich nur in die Lage eines heidnischen, aber gebildeten Hindus zu versetzen, um die richtige Antwort zu finden. Warum soll er den Worten des Missionars mehr glauben als denen seiner eignen Priester? Wie sollte ihm das Wort der Bibel an sich eine Bürgschaft der Wahrheit sein, da er gar nicht in der Lage ist, über ihre Entstehungsverhältnisse sich in der Kürze ein Bild zu schaffen? Bei ihm und bei jedem Heiden, der jemals Christ geworden, ja überhaupt bei jedem, der zum Glauben erweckt ist, ist der Hergang der, daß das Evangelium sich ihm als eine Kraft des ewigen Lebens geoffenbart hat und er darum, weil er seine Wirkungen an sich erfahren, auch an die nötigen Voraussetzungen glauben gelernt hat. Aber wohl gemerkt: nur so weit ihm diese Voraussetzungen zur Notwendigkeit geworden sind, nur so weit sie sich als ein untrennbares Stück seiner Glaubenserfahrung erwiesen haben, so weit sind ihm Thatsachen und Lehren der heiligen Schrift Gegenstand des Glaubens.

Es ist ein überaus treffendes Wort Kübels in seiner oben besprochenen Schrift: „Glaube nur einmal das, was du kraft dieses Eindruckes — nämlich von der göttlichen Art eines gewissen Bibelwortes — glauben mußt." Nur daß dabei kein andrer entscheiden kann, was mir persönlich zu glauben notwendig ist, wie weit für mich die Konsequenzen eines solchen Glaubens reichen oder durchsichtig sind. Denn jeder Mensch lebt seines Glaubens und nicht eines fremden; jeder steht auf seinen eignen Erfahrungen und nicht auf fremden. Fremde Glaubenserfahrungen auf Autorität hin, und sei es die Autorität von Aposteln, nachzusprechen, hat innerhalb der evangelischen Kirche schlechterdings keinen religiösen Wert. Es kann sein, daß, was mir unbedingt sichere Voraussetzung meines Glaubens ist, sodaß ich meine, ich müßte meinen Glauben verlieren, wenn man mir dies abstritte, einem andern gar nicht Voraussetzung seines Glaubens ist. In diesem Falle kann er irren, indem ihm der nötige Zusammenhang zwischen seiner Heilserfahrung und dieser Thatsache noch nicht aufgegangen ist; es kann aber auch sein, daß ich mich irre, indem ich einen notwendigen Zusammenhang da sehe, wo er nicht ist. Wessen christliche Erkenntnis nun auch irren mag, bei beiden ist der Glaube, Gott sei gepriesen, unabhängig von dem Maße ihrer Erkenntnis. Denn wenn sie ihres Gottes Herz gefunden und seine Hand gefaßt haben, sodaß sie sich hindurch gerettet wissen durch alle Angst der Welt und des bösen Gewissens und in Not und Tod geborgen in dem hochheiligen Namen ihres Heilandes, dann haben sie, was sie brauchen. Der Geist Gottes wird sie über allen Irrtum allmählich hinwegtragen, und wenn es nicht geschähe, könnte doch auch der gröbste Irrtum ihnen ihr Heil nicht nehmen.

Mit allem Gesagten sollte klar gestellt werden, warum die heilige Schrift als Heilswort für den Einzelnen bezeichnet wurde, denn nur als solches kommt sie in der That für den Einzelnen in Betracht. Ein solches Heilswort aber ist sie, sofern sie ihm ein Wort Gottes wird, durch welches ihm dieser Gott etwas sagt, was er für seinen innern Menschen und sein Verhältnis zu Gott gebrauchen kann. Wo aber ich so die Stimme Gottes höre, ist mir das betreffende Wort unbedingte Autorität, eine gegenwärtige Offenbarung Gottes an mich. In dieser Bestimmung des Schriftwortes als eines Heilswortes lag nun, daß alle andern Gesichtspunkte zurückzutreten haben; die menschliche Abkunft, menschliche Unvollkommenheit ist in dem Moment, wo mir in einem Schriftwort Nahrung für mein inneres Leben dargereicht wird, überhaupt für mich nicht vorhanden. Es war eine durchaus richtige Auffassung der alten Dogmatik, daß sie von einer göttlichen und menschlichen Seite der heiligen Schrift nichts wissen wollte, sondern nur von einer göttlichen. Daß die Schrift ein durch und durch menschliches Buch ist, ist ebenso richtig, wie die Thatsache, daß das Brot, welches wir im Sakrament empfangen, durch und durch Brot ist. Aber der Glaube hat es im Sakrament nicht mit dem Brot, sondern mit dem Herrn Christus zu thun; und der Glaube hat es bei der heiligen Schrift nicht mit ihrer menschlichen Abstammung und ihrer Vergangenheit, sondern mit seinem gegenwärtigen Gott zu thun.

Nun wird auch der andre Begriff, den die Ueberschrift unsrer Erörterung darbietet, zum Verständnis gekommen sein: das Schriftganze als Heilswort. Freilich ist nach der vorstehenden Ueberlegung das nicht so gemeint, als ob jede einzelne Stelle der heiligen Schrift dem Christen ein Heilswort geworden sein müßte. Vielmehr giebt es für jeden viele Bestandteile in ihr, die einem noch nicht eröffneten Bergwerk gleichen, und auch da, wo ihm ein Schriftwort Gotteswort geworden ist, ist es doch nur der Saum ihres Gewandes, den er angerührt hat und von dem doch eine Kraft des Lebens auf ihn ausgegangen ist. Dennoch muß der Ausdruck „das Schriftganze" gewählt werden. Denn das einzelne Schriftwort wird mir zum Heilswort nur in dem Maße, als es durch das Schriftganze normirt wird. Wir sahen schon, daß das eigentliche Evangelium von der erlösenden Sünderliebe Gottes in Christo der eigentliche Inhalt des Glaubens und damit auch der Regulator für den ganzen übrigen Schriftinhalt ist. So stellen sich nun für solchen Glauben alle Einzelheiten zurecht. So ist der Christ sicher davor, etwa die Rachepsalmen sich zum Muster seines Gebetes zu nehmen, und kann doch sich an der Energie eines für die Sache Gottes erglühenden Herzens erbauen, die darin ihren unvollkommenen Ausdruck gefunden hat. So kann er sich mit Luther an den Fehlern der lieben Heiligen erbauen, indem er sich dadurch zur Demut, Wachsamkeit und Selbstprüfung erziehen läßt, ohne doch sie zu beschönigen oder gar zum Feigenblatt für eigne Schuld zu machen. So kann er die Fußstapfen seines Gottes überall in der Schrift finden, und zwar als solche, in denen er wandeln soll. Und auch hier wieder finden wir uns zusammen mit dem, was die alte Dogmatik gewollt hat, denn was sie mit der Regel meinte, die Schrift nach der Analogie des Glaubens auszulegen, ist zwar ein Satz, der durch seine verkehrte Anwendung diskreditirt ist, aber seine eigentliche Meinung, das Glaubensinteresse, das ihm zu Grunde lag, ist dasselbe, das wir mit dem Ausdruck meinen: das Schriftganze ein Heilswort für den Einzelnen.

So haben wir zwar keine gesetzliche Autorität in der Schrift gefunden oder aus ihr gemacht; aber was wir gefunden haben, entspricht genau dem, was thatsächlich die Schrift den einzelnen gläubigen Gemeindegliedern allezeit war und ist: ein Heilswort, in dem sie ihren Gott finden und ihr Gott sie findet. Jeder Einzelne erfährt in zunehmendem Maße den Umfang, in dem die Schrift Heilswort für ihn wird; die Gesamtgemeinde sagt auf Grund der Erfahrungen, die sie gesammelt hat: das Schriftganze ist ein solches Heilswort. E H

Die Volksschule und die soziale Frage

Uebersicht: 1. Der Charakter der achten Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung; 2. Die berechtigten Ziele und Ansprüche der Diesterwegschen Schule; 3. Die Grundfehler ihrer Stellung zur Kirche und im Volksleben.

1. Der Charakter der achten Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung

Nicht bloß seitens einiger Redner des Evangelisch-sozialen Kongresses wurde die gleichzeitig und über ähnliche Zeitfragen tagende große Lehrerversammlung in bedauernde Erinnerung

gebracht; wir finden diese Parallele durchgeführt in einer den Gönnern der weitestgehenden Standesbestrebungen der Lehrer nächststehenden Zeitung.*) Die Vossische Zeitung schrieb unter dem 30. Mai:

Die beiden Versammlungen, welche in den letzten Tagen in Berlin zusammengetreten waren, der „achte deutsche Lehrertag" und der „evangelisch-soziale Kongreß" haben im Publikum einen sehr verschiednen Grad von Teilnahme erregt. Während man der Versammlung der deutschen Volksschullehrer, die unter konservativem Parteiregiment [?] in Preußen sattsam die Ungunst der Behörden zu kosten gehabt hat, mit warmem Interesse folgte und sich durch den sachlichen Ernst, sowie den ruhigen und würdigen Verlauf ihrer Beratungen sichtlich angezogen fühlte, machte die von den Herren Stöcker, Adolf Wagner, Dr. Kropatscheck und Genossen einberufene kirchliche Versammlung von Anfang schon den Eindruck beschränkter Einseitigkeit und engherziger Parteisucht, der im weitern Fortgang ihrer Verhandlungen immer deutlicher hervortrat und gestern (Stöcker!) den Höhepunkt erreichte.

Einen Berührungspunkt fanden beide Versammlungen in dem Verhältnis von Schule einerseits und Kirche anderseits zu den sozialpolitischen Aufgaben der Gegenwart. Der Lehrertag ging von dem gewiß richtigen Satze aus, daß die Volksschule in die sozialen Kämpfe nicht eingreifen dürfe, sondern durch ihre erziehliche Wirksamkeit nur mittelbar auf sie einwirken könne. Die Art, wie diese Wirksamkeit geübt wird, entscheidet über ihren Erfolg. Nicht eine von Klassenhaß erfüllte Jugend, nicht ein aufkeimendes Geschlecht, in welches man schon früh die Saat des Hasses und der gesellschaftlichen Gegensätze gelegt hat, thut dem Staate im Kampf gegen die sozialen Gefahren not, sondern eine Jugend von festem Charakter, von echter Vaterlandsliebe und wahrer religiöser Gesinnung [beachte die Reihenfolge!], der diese Tugenden nicht nur Masken für andre Zwecke sind. Der Referent des Lehrertages gab diesem Bedürfnis in trefflichen Worten Ausdruck und dürfte der Zustimmung aller wirklichen Vaterlandsfreunde sicher sein.

Ganz anders der „evangelisch-soziale Kongreß" . . .

Die nun folgende lediglich den Kontrast herausstreichende, von blindem Stöckerhaß eingegebene Beurteilung des Kongresses können wir übergehen, da der wahre Charakter dieser Versammlung, auch in ihren Grenzüberschreitungen, in diesen Blättern festgestellt ist.

Gerade entgegengesetzt war die gleichzeitige Beurteilung der Lehrerversammlung bei allen „christlich gesinnten" oder besser kirchlich-positiven Blättern; ihnen offenbarte die Versammlung das Bestehen einer die soziale Frage noch potenzirenden Lehrerfrage! Germania und Reichsbote, — auf der Tribüne Windthorst und Stöcker — vereinten mitten im heftigsten Sperrgelderkampf ihre Stimme zur Warnung vor den grundstürzenden Tendenzen des Standes, dessen Gesinnung bestimmt ist, auf die Jugend der Nation überzugehen. Hören wir nur eine dieser Stimmen (im Reichsboten):

Die Verhandlungen des Lehrertages haben in geradezu erschreckender Weise den Kirchenhaß enthüllt, welcher in den Kreisen der Lehrer, die diese Lehrertage frequentiren, herrscht. Los von der Kirche und los von dem Christentum! So lautet die Parole dieser Lehrer, die sich rühmen, die große Mehrzahl der deutschen Lehrerschaft zu repräsentiren. Nur einen allgemeinen Religionsunterricht ohne jedes bestimmt christliche, kirchliche, bekenntnismäßige Gepräge wollen sie in der deutschen Volksschule zulassen. . . . Diese Erklärungen der Lehrer und ihr stürmisches, donnerndes Bravo, mit welchem sie die Ausführungen dieser Tendenzen durch Dr. Dittes begleitet haben, müssen in einer Zeit, wo alles darauf ankommt, gegenüber den naturalistischen Bestrebungen die christliche Weltanschauung mehr zur Geltung zu bringen, . . die höchste Aufmerksamkeit erregen. Leidenschaftlicher ist das Streben, Christentum und Kirche von der Schulerziehung der deutschen Jugend auszuschließen, selbst in der sozialdemokratischen und atheistischen Presse nicht zum Ausdruck gekommen, als durch diesen deutschen Lehrertag. Das ist eine Thatsache von eminentester Wichtigkeit. . . . Wenn man sich denkt, daß derselbe Geist, der dort die radikalen kirchenfeindlichen Ausführungen eines Dittes mit ungeheurem Beifall überschüttete, auch auf die deutsche Jugend übergeht und diese sich dann für ihren Beruf ebenso schroff ablehnend gegen den Einfluß von Kirche und Christentum verhalten lernt — dann erheben sich Aussichten für die Zukunft der Nation, vor denen jedem verständigen Manne grauen muß; jedenfalls ist dann der Sieg der Sozialdemokratie zweifellos. . . .

Den ganzen schweren Ernst der Sache stellt aber ein Artikel der demokratisch-atheistischen Volkszeitung vor Augen, die sich weidet an der unbehaglichen Situation, in der der Vertreter des Kultusministers sich befand gegenüber der „vernichtendsten Kritik, die jemals an dem Schulwesen des Staates der Intelligenz" geübt worden sei. Sie formulirt dann das vorliegende Problem in effektvollster Weise:

*) Wir gehen in Folgendem von der Darstellung dieser Zeitung aus, da sie gewiß ein möglichst günstiges, sympathisches Bild darbietet.

Und dann war die Rede zu Ende, und ein Beifallssturm brach los, wie ihn noch niemals eine Lehrerversammlung sich hat entfesseln sehen. Wenn Herr Schneider [der Regierungsvertreter] bislang noch nicht wußte, was die preußische Lehrerschaft denkt, so mußte er in diesem Augenblicke doch zu einer Erkenntnis über die Gefühle seiner Untergebenen gelangen, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ. . . . Die Parole „Los von der Geistlichkeit!" beherrscht seit Jahrzehnten die deutsche Lehrerschaft und wird sie beherrschen so lange, bis endlich die vollständige Trennung der Schule von der Kirche durch das Gesetz ausgesprochen worden ist. Wie ein roter Faden zieht sie sich durch alle Verhandlungen, wo sich überhaupt freigesinnte Lehrer zur Beratung über das, was der Schule not thut, zusammenfinden.

Geben wir nun, um uns den Weg zur eignen Beurteilung der Sachlage zu bahnen, eine gedrängte Skizze des Verlaufs der von rund viertausend Lehrern besuchten großen Versammlung!

Schon die Vorversammlung hob durch den Mund eines Berliner Lehrers die Bedeutung des Tages auf die Höhe der großen Aufgaben der Gegenwart. Da es Aufgabe der Schule sei, die Gedankenwelt der Gegenwart, getragen vom Strome der Kulturentwicklung, der Jugend zu übermitteln, so müsse auch dieser Lehrertag das zum Wohle der Schule thun, was das deutsche Volk in diesen schweren sozialen Nöten von den bestellten Pflegern derselben erwarten dürfe, müsse es thun mit einem weiten Blick auf die Gesamtheit des Kulturlebens, unbeirrt in ihrem Streben für die Fortentwicklung des Unterrichtswesens, mögen auch bildungsfeindliche Mächte sich bemühen, die Schulthüren dem Genius des Fortschritts zu verschließen.

Zur Illustration dieses Fortschritts war eine Schulausstellung veranstaltet, die uns als sehr bedeutsam geschildert wird, nicht bloß durch die gehäuften Erinnerungen an die Vorkämpfer der fortschrittlichen Pädagogik, Diesterweg an der Spitze, sondern auch durch die Veranschaulichung der Fortschritte auf dem Gebiete der Realia, voran des naturwissenschaftlichen und Zeichen-, aber auch des Geschichtsunterrichts und der Schulhygiene. Wir übergehen den Schluß des Abends mit seinen ebenso selbstbewußten als banalen Verherrlichungen des Lehrerstandes in Lied und Spiel, um nicht den Schein zu erwecken, als wollten wir das Gros der Versammlung für eine solche Karikirung ihrer fortschrittlichen Bestrebungen verantwortlich machen. Auch die Tante Voß übergeht dies der geschichtlichen Höhe des Moments und einer Lehrerversammlung unwürdige Intermezzo mit Stillschweigen.

Um so weniger wollen wir verschweigen, daß die erste Hauptversammlung mit der Motette: „Die Himmel erzählen" eröffnet wurde und daß durch die Begrüßungsreden ein friedfertiger, zu positiver Arbeit bereiter Ton hindurchzog. Eigentümlich berührte, daß der Oberbürgermeister der Hauptstadt und der Vorsitzende des achtzehnhundert Mitglieder zählenden Berliner Lehrervereins aus einerlei Tonart die Anwesenden begrüßten, in einer Stadt, wo Bürger- und Lehrerschaft sich die Hand reichten, um das äußerlich große Gemeinwesen auch innerlich zu einer wahren Kulturstätte zu erheben und auch dem ärmsten Kinde zur Ausbildung seiner Kräfte zu verhelfen — daß dagegen der Vertreter der Staatsbehörde zwar auch zu gemeinsamer Arbeit aufforderte, um die Ziele zu erreichen, die die Gegenwart der Schule stecke, im übrigen aber sich mehr in der Defensive hielt, die Fortschritte des preußischen Schulwesens ausführlich und statistisch nachweisend, die zugestandnen Mängel mit der Zeitlage und Größe der Aufgabe entschuldigend. Man hat mit Recht gefragt, wie nur Geheimrat Schneider sich die Antwort auf sein Entgegenkommen gefallen lassen konnte, die ihm sofort wie ein Schlag ins Gesicht zu teil wurde? Geben wir über diesen dramatischen Höhepunkt des Tages die — wir wissen es und wählen sie darum — in ihren Farbentönen gemilderte Darstellung eines Lehrers in der Vossischen:

Schulrat Dr. Dittes aus Wien, mit brausendem Jubel empfangen, ergreift das Wort zu einer Gedächtnisrede auf Adolf Diesterweg. Auch in unsrer Zeit, die vielfach keine erfreuliche ist, erkennt der deutsche Lehrer in dem mannesmutigen Berliner Abgeordneten und Seminardirektor A. Diesterweg sein Vorbild. Auf die reinen und großen Gestalten der Vergangenheit müsse man schauen, um in der Gegenwart vorurteilsfrei zu wirken. In Diesterweg ist dessen Achtung vor der Individualität des Schülers, dessen unerschrockener Mannesmut gegenüber jeder Knechtschaft vorbildlich. Insbesondre hat Diesterweg gegen die Vergewaltigung der Schule durch die Kirche gekämpft und in seinem Eintreten für einen allgemeinen Religionsunterricht gegenüber dem konfessionell-kirchlichen

Unterricht den Weg zur Befreiung der Schule gezeigt. Mit scharfen Ausführungen, die von fortdauerndem Jubel begrüßt werden, weist Redner die Uebergriffe der Geistlichkeit auf die Schule zurück und fordert zur mannhaften Verteidigung der Schule auf. Die kleinlichen Spaltungen im pädagogischen Leben Deutschlands verhindern eine allgemeine Erhebung des Schulwesens. Uebergehend zur Stellung der Schule in Preußen, konstatirt Redner den bedeutenden Rückstand den österreichischen Verhältnissen gegenüber [NB. Höhepunkt!]. Während in Oesterreich ein freisinniges Unterrichtsgesetz besteht, die Lehrerschaft von niederen kirchlichen Dienstleistungen entbunden, die kirchliche Schulaufsicht beseitigt, die Lehrerbildung den Theologen genommen ist, die Gemeinden und Lehrer zur gesetzmäßigen Mitwirkung befugt sind, den Lehrern das Recht der einjährigen Dienstzeit zugestanden ist, sind dies alles in Preußen noch fromme Wünsche. In seinem eignen Vaterlande sind Diesterwegs Ideale am wenigsten erreicht. Nur in unablässigem Ringen und Streben, in eigener Vervollkommnung und im Dienste der Schule wird es gelingen, auch in Preußen dem pädagogischen Fortschritt freie Bahn zu schaffen zum Heile der Nation in guten und bösen Tagen. (Endloser Jubel.)

Wir wissen es nicht bloß aus Protesten katholischer und evangelischer Lehrerversammlungen, sondern aus dem Munde Berliner Lehrer, daß sie durch diese Ausführungen teils sofort verletzt, teils zum Applaus nur mit fortgerissen wurden, ohne innerlich überzeugt zu sein, teils mehr dem auf schultechnischem Gebiete hochverdienten Schulmann als seiner antikirchlichen Tendenz zujubelten; wir glauben auch, daß der jubelnde Beifall vieler, von der Stelle über Beseitigung der Schulaufsicht der Geistlichen ausgehend, das Folgende achtlos überdauerte. Daß die Situation vielerseits weniger gespannt aufgefaßt wurde, bekundete das beim Festmahl allerdings sehr spät abgesandte Begrüßungstelegramm an den Minister, ohne daß wir damit dessen im Landtag vielseitig gerügte Antwort verteidigen möchten, worin er doch lediglich den Ansprüchen der Lehrerwelt, als „Eckstein unsers Vaterlandes“ zu gelten, ein „Unermüdlich vorwärts!“ zurief.

Bedauerlich bleibt, daß auf dem Tage selbst keinerlei Verwahrung gegen Dittes' Tendenzen sich hervorwagte. Einigermaßen konnte man ja versöhnt werden durch den aus ganz andrer Tonart gehenden Vortrag des Lehrers Clausnitzer aus Berlin über „die Aufgaben der Schule gegenüber der sozialen Frage.“ Wenn Clausnitzer, von dem Satze ausgehend, daß von der Mitwirkung der den sogenannten niedern Volksklassen näher stehenden Volksschullehrern in den sozialen Kämpfen nicht abgesehen werden könne, dennoch jedes direkte Eingreifen der Schule in den Klassen- und Parteienkampf energisch abwies, als ein Vergehen gegen die Jugend, die vor der Zeit nicht in jenen hineingezogen werden dürfe, und als einen Abfall vom Prinzip der Volksschulbildung, die den Kindern aller Stände und Parteien eine gleiche, auf die Zukunft, nicht auf die Gegenwart gerichtete elementare Erziehung angedeihen lassen solle, so mußte diese Bescheidung jeden nicht durch das Voraufgehende befangnen Zuhörer von der reifen Einsicht des Redners überzeugen. Wenn ein solcher Mann unter Vorausschicken des Grundsatzes, daß in der Schule noch immer mehr erzogen als unterrichtet, darum auf manchen weniger wertvollen Unterrichtsstoff verzichtet werden müsse, wenn er in Anwendung dieses Grundsatzes auch den Memorirmaterialismus und die Kunstkatechese im Religionsunterricht beanstandet und diese Kritik wieder zu dem Leitsatz zusammenfaßt:

> Erwärmung des Herzens, Aufhellung der Köpfe und Ausrüstung der Jugend mit nützlichen Fertigkeiten, das ist die sozialpädagogische Aufgabe der Schule —

so sind wir zu einer ernstlichen Prüfung dieser Kritik gern bereit, indem wir allerdings den Memorirmaterialismus und die Kunstkatechese auf andern Gebieten des Schulwesens, in Geographie, Botanik (!), Sprachlehre u. s. w., ebenso wuchern sehen wie auf dem der Religion.*) Viel Erfreuliches und Einsichtvolles findet selbst der Reichsbote bei Clausnitzer, so die Bevorzugung des einstimmigen Volks- vor dem mehrstimmigen Kunstgesange, die Hervorhebung der Einheitlichkeit der deutschen Volksbildung, als deren Grundlage freilich das Christentum leider nicht Erwähnung fand, und die Ablehnung gewisser dem Paul Bertschen Catéchisme civil nachgeahmten Bestrebungen auf Einführung der Gesetzkunde und Volkswirtschaft in die Volksschule. Wir unserseits möchten im Einverständnis mit vielen Amtsgenossen uns auch zu den folgenden Anschauungen bekennen:

> Die Resultate auch des besten Schulunterrichts verschwinden, und ein großer Teil der heranwachsenden Jugend versinkt in Rohheit und Unwissenheit, wenn nicht die Früchte der Schule weiter gepflegt und ausgestaltet werden in einer für die männliche und weibliche Jugend obligatorischen Fortbildungsschule, die von dem Abschluß der eigentlichen Schulpflicht ab mit größerer Stundenzahl beginnt und allmählich bis auf einen vierstündigen Unterricht herabgeht. In der Fortbildungsschule sollte der Jüngling auch mit dem staatlichen, bürgerlichen und rechtlichen Leben (Gesetzeskunde, Volkswirtschaftslehre), das Mädchen mit den Pflichten des Hauses (hauswirtschaftlicher Unterricht) bekannt gemacht werden.

Aus diesem Munde vernehmen wir denn auch die Klagen über die Hemmung der Schule an Erfüllung ihrer sozialpädagogischen Aufgabe mit dem Zutrauen, daß er uns nur den festen Niederschlag der Gesamtanschauungen des Standes vorlegen wird: überfüllte Schulklassen, vielfach Stoffüberbürdung, nicht fachmännische Schulaufsicht, vielfach ungenügende materielle Sicherstellung, rechtliche Unsicherheit in der Handhabung der Disziplin. Daß die gehaltreiche Rede zum Schluß neben dem Gelöbnis der Treue gegen das Vaterland und gegen den Beruf in der Schulwerkstatt auch die Versicherung aussprach, unermüdlich darauf hinweisen zu wollen, was von seiten des Staats und der Gesellschaft noch zu thun ist, um die Schule zur Entfaltung ihrer ganzen pädagogischen Macht gelangen zu lassen, wird einen ruhigen Beurteiler nicht irre machen, zumal wenn er beachtet, daß der Lehrertag von mancher andern Berufsarbeiterversammlung (auch pastoralen) erreicht wird in der Blindheit gegen die Hindernisse, die der Stand selbst seiner heilsamen Geltung in den Weg legt! Das vergißt zumal eine Standesvertretung leicht, die in sieghaftem Aufschwung begriffen ist: der deutsche Lehrerverein hat seit 1888 um zehntausend zugenommen.

Eine Debatte über den Vortrag fand nicht statt, nur ruhige Zustimmung zu den Leitsätzen des Vortragenden, deren wichtigster lautete:

> Die Thätigkeit der Volksschule ist auf die Zukunft gerichtet, indem sie eine charaktervolle Jugend erziehen soll, welche, frei von Klassenhaß und erfüllt von wahrer Religiosität und Vaterlandsliebe, befähigt ist, dereinst ein urteilsfähiges und thatkräftiges Glied der Nation zu werden.

Auch die zum folgenden Thema „Befreiung des Lehrers vom niederen Kirchendienst“ gefaßte Resolution, die solchen als mit dem Wesen des Amtes in keinem Zusammenhang stehend und erniedrigend beseitigt wissen will, dürfte keinem Anstand begegnen. Wer aus Süddeutschland kommt, findet auch in den demnächst angenommnen Thesen über die „Schulsynoden“ nur das angestrebt, was dort meist in Geltung ist:

> 1. Zur gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens ist es notwendig, daß neben den Schulbehörden beratende Körperschaften eingerichtet werden.
>
> 2. Die Schulsynoden setzen sich zusammen aus freigewählten Vertretern der Familie, der Kirche und der Lehrerschaft, sowie aus Beauftragten der staatlichen und kommunalen Schulbehörden.

Der Referent, Hauptlehrer Greßler aus Barmen, bedauerte die fortschreitende Verstaatlichung der Schule bis zur Alleinherrschaft der Regierung über diese als ihre Knechtung unter die dominirende politische Richtung und als Bureaukratisirung der Schulverwaltung, gegen welche Herr von Goßler allerdings dankenswerte Verfügungen erlassen habe. Wir können aus unsrer Erfahrung diese Gefahr nicht bestreiten, möchten aber die Kommunalschulverwaltung von diesen beiden Vorwürfen nicht ausnehmen. Wir wollen auch in thesi gern zugeben, daß die Alleinherrschaft der Kirche über die Schule zurückzuweisen ist, prinzipiell, weil beide neben-, nicht untergeordnete Einrichtungen unsrer Volkserziehung sind, praktisch, weil die Behauptung Greßlers historisch unbestreitbar ist, daß unter kirchlicher Herrschaft wichtige Bildungsinteressen durch einseitige Betonung der religiösen Lehrstoffe verkümmern. Ob aber damit nicht bloß die Verdrängung der Geistlichen aus dem Schulinspektorat, sondern auch die Abschaffung ihrer Vorrechte in den Schulkommissionen, zumal auf dem Lande, ihres Vorsitzrechts genügend begründet sei, möchten wir vorläufig bezweifeln. Daß aber selbst in den städtischen Schuldeputationen jede ordnungsmäßige Vertretung der Lehrerschaft bisher fehlt, mag entschuldigen, daß Greßler nach der andern Seite so weit ging, von der Wahl auch der ländlichen

*) Vgl. Dörpfeld, Der didaktische Materialismus.

Schulvorstände durch die Gemeinde alles Heil zu erwarten. Die klaren Darlegungen gipfelten in der mit anhaltendem Beifall aufgenommenen praktischen Spitze: zur Verminderung der staatlichen und kirchlichen Omnipotenz und Erhöhung des Einflusses der Gemeinde und Lehrer der Schulverwaltung in den aus den Vertretern aller Interessentenkreise, auch der Kirche und Lehrerschaft, zusammengesetzten „Schulsynoden" beratende Körperschaften beizugeben. Die nachfolgende Debatte verließ freilich wieder das allgemeine Niveau dieses Vortrags und gab mehr nur den Standesansprüchen der Redner Ausdruck.

Sehr zeitgemäß und beachtenswert schienen uns die in besondrer Verhandlung gepflogenen Beratungen über „Haushaltungs- und Fortbildungsschulen für Mädchen." Auf die Einzelheiten dieser auch in unsrer Zeitung anerkannten Zeitfrage einzugehen ist hier nicht der Ort, nur der Charakter des Referats des Dr. **Kamp** aus Frankfurt a. M. sei bemerkt. So sollte von den Fachversammlungen an Impulse der Gesetzgebung angeknüpft werden, wie hier an § 120 des Arbeiterschutz-Gesetzentwurfs. Dieser gewährleistet nicht nur den jugendlichen Arbeitern, sondern auch den Arbeiterinnen die Zeit zum Besuch der Fortbildungsschule und giebt den Gemeinden die Einrichtung von obligatorischen Fortbildungsschulen für Mädchen mit Haushaltungsunterricht in die Hand. So mußte auch der Vortrag über die sozialpädagogische Mitarbeit der Schule nach seiten der Frauenbildung eine Ergänzung bekommen; ja für diese ist der Fortbildungsunterricht noch wichtiger als für die Knaben, da sie noch weniger eine dem Leben genügende Bildung aus der Schule heimbringen:

> Die aus derselben entlassene Jugend braucht sittliche, geistige und praktische Weiterbildung, zu der Bildung der Volksschule fürs Leben muß der Fortbildungsunterricht im Leben kommen.

Die Beschränkung dieser Fortbildungsschulen auf gewisse Volksschulfächer, gewerbliches Anlernen und Unterrichten und auf die Hauswirtschaft und die Motivierung dieser rein realistischen (nicht erziehenden oder gar formal bildenden) Fortbildung mit dem Hinweis auf „den kommenden Eigenhaushalt als das Ziel und die Krone weiblichen Wirkens" können wir zwar nicht unbeanstandet lassen, müssen aber dankbar anerkennen, daß Referent die Volksschule vor dem ihr zugedachten „handelswissenschaftlichen" und hauswirtschaftlichen Unterricht, die Mädchenlesebücher vor der Verwandlung in ein Koch- und Haushaltungsbuch bewahrt hat um der Gefährdung der Allgemeinbildung willen. Da auch andre Redner den obligatorischen Charakter der Haushaltungs- und ihre Verquickung mit den Fortbildungsschulen mit gewichtigen Gründen bestritten, können wir uns rückhaltlos von diesem Teil des Programms befriedigt erklären.

So ist denn unser Urteil über den Charakter dieser Lehrerversammlung kein so fertiges und abgeschlossenes, wie wir solche eingangs wiedergaben: wir können uns ja nicht verhehlen, daß die groben Ausfälle gegen die Kirche und die preußische Schulverwaltung durch nichts Nachfolgendes wieder gut gemacht, daß eine positivere, autoritäts- und pietätsvollere Stimmung nicht zum Ausdruck gekommen ist; wir müssen aber auch die sachliche Tüchtigkeit, das ernste Streben und den fachmännischen Eifer anerkennen, die nicht bloß in technischen, auch in pädagogischen Prinzipienfragen sich aussprachen.

Umsomehr bedauern wir, daß eine rein verwerfende Kritik guten Anhalt gefunden hat an einem nach dem Schluß vorgetragenen Festspiel: „Des Pädagogen Traum." Wenn darin der edle, pflichtgetreue Lehrer, trotz Undank und Nahrungssorgen am idealen Streben festhaltend, im Bunde mit dem Genius der Erziehung, des Lichts, der Wahrheit, des Fortschrittes, der Aufklärung u. s. w. stehend, seinen „Dämon" erkennt in einem Scholasten, der vor sich herposaunt:

> Verfinsterung ist mein Ziel, Dressur ist mein Panier,
> In ihrem Banne schleicht das Denken wie ein Schneck,
> Und schließlich das Ergebnis: Dummheit, Geistesnacht!

und wenn man dazu aus Dittes' Festrede sich den Kommentar zu suchen berechtigt ist, sich auch nicht verhalten darf, daß solche idealisirende Ueberschätzung des eignen Standes und solche Karikirung der dessen Ansprüchen entgegenstehenden traditionellen Mächte der Stimmung der meisten Lehrer entspricht — dann scheidet man von dieser Versammlung mit dem schmerzlichen Gefühl: der Lehrerstand ist nicht sowohl in erster Linie berufen zur Heilung des sozialen Unfriedens, er muß die Umsturztendenzen in erster Linie in seinem eignen Schoße bewältigen.

Doch erkennen wir zunächst in einem zweiten Artikel seine berechtigten Ziele und Ansprüche an! O B

Zur weitern Rechtfertigung der Wohlthätigkeitsvereine

Nachdem ich in Nr. 23 der Christlichen Welt versucht habe, das freie Vereinswesen auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit **neben** dem kirchlichen Gemeindeleben zu verteidigen, hat Herr Pastor Sulze in dem Aufsatze „Die Kirchengemeinden und die Wohlthätigkeitsvereine" (Nr. 24) den Meinungsaustausch weiter fortgesetzt.

Ich bestätige zunächst auch meinerseits, daß wir beide in der Praxis des Armenwesens freundschaftlich Hand in Hand gehen. Ich gebe ferner zu, daß die Kirchgemeinden schon um ihrer selbst und um unsrer evangelischen Kirche willen die Liebesthätigkeit sich nicht entgehen lassen dürfen und in ihrem kleinern Kreise werkthätig üben müssen und in zahlreichen Fällen recht gut an die Stelle der freien Vereine treten können. Die freien Vereine kommen und gehen, wie die Not und die Bedürfnisse des täglichen Lebens kommen und gehen, obwohl manche Vereine schon mehr als ein Jahrhundert bestehen und segensreich wirken.

Viele Wohlthätigkeitsvereine können nicht nur durch die Kirche, sondern auch durch die bürgerliche Gemeinde überflüssig gemacht werden. Die sogenannten „Vereine gegen Bettelei" sind an vielen Orten schon eingegangen, weil die Bettelei im Verschwinden begriffen ist; dagegen sind die „Vereine gegen Armennot" oder „gegen Verarmung" da noch im frischen Aufblühen, wo sie, wie in Dresden, zur **vorbeugenden** Armenpflege übergegangen sind und sich vorzugsweise damit beschäftigen, den Armen Arbeit zu geben oder zu vermitteln, Mietzinssparkassen zu verwalten, Kinder zu speisen, die Kinder armer Eltern in eine Lehre zu bringen und andre verwandte Aufgaben der freiwilligen Armenpflege zu erfüllen. Ich möchte nun Herrn Pastor Sulze fragen, ob er mit seinem Hausväterverbande etwa alle eben genannten Einrichtungen dem Dresdner Verein gegen Armennot und Bettelei abnehmen will, ob er auch für die fünftausend Seelen seines kirchlichen Hausväterverbandes eine Arbeitsstätte, eine Arbeitsvermittlungsstelle mit Fernsprecher, eine Mietszinssparkasse, eine Unterstützungsstelle für wandernde Handwerksburschen, eine allgemeine Auskunftsstätte über einheimische professionelle Bettler u. s. w. einrichten und verwalten will? Gerade weil in großen Städten nicht vierzig und fünfzig solcher Institute mit Zeit- und Geldverlust neben oder gegen einander arbeiten dürfen, müssen sich Vereine bilden, die solche besondre soziale Aufgaben im Bunde mit der bürgerlichen Gemeinde für Genossen jedes Glaubens übernehmen. Da die Armen in großen Städten wenig seßhaft sind und bald in diesem, bald in jenem Bezirke wohnen, hat die Zentralisation für viele Zwecke ihre großen Vorteile. Durchgehende Arbeitszeit, Anstellung mehrerer Beamten und manche andre Veranstaltungen sind nur möglich, wenn genug Arbeit an **einem** Punkte zusammenkommt.

Auf dem Lande und in kleinen städtischen Gemeinden mit wenig mehr als fünftausend Seelen kann die Kirchgemeinde vielleicht die ganze freiwillige Liebesthätigkeit übernehmen; da hätte das Ideal des Herrn Pastor Sulze ja schon längst verwirklicht werden können, wenn die Geistlichen alle ein warmes Herz, Geschick und Interesse für die Armenpflege hätten und nicht bloß theologisch, sondern auch gemeinnützig und volkswirtschaftlich vorgebildet würden; aber in großen und mittlern Städten würde es einfach unzweckmäßig sein, die bürgerliche Gemeinde oder die mit ihr Hand in Hand arbeitenden freiwilligen Vereine aus einer für das Ganze arbeitenden Hilfsthätigkeit für bestimmte Wohlfahrtszwecke verdrängen zu wollen. Es kann keine Erziehungsanstalt für Handfertigkeitslehrer, kein Kinderkrankenhaus, keine Epileptischenanstalt, kein Trinkerasyl, keine Augenheilanstalt, keine Arbeitsstätte nur für 5000 Seelen,

wohl aber für 100000 und 200000 mit den freiwilligen Gaben einer großen städtischen Bevölkerung begründet und verwaltet werden. Herr Pastor Sulze hat noch nicht den Vorwurf widerrufen, daß allen solchen Vereinen und Anstalten „der sittliche Auftrag fehle,“ daß sie willkürlich entstanden seien u. s. w. Ich halte es nicht für gerecht und liebevoll, den Begründern und freiwilligen Helfern solcher Vereine und Anstalten ohne weiteres den „sittlichen Auftrag“ abzusprechen. Der Dresdner „Verein gegen Armennot und Bettelei“ hat von Anfang an auch weibliche Helfer mit zur Armenpflege herangezogen, was bei dem Sulzeschen Hausväterverband wenigstens in den Satzungen noch gar nicht vorgesehen ist. Der freiwillige Helferdienst des Dresdner Vereins gegen Armennot beruht durchaus auf sittlicher Grundlage.

Man sollte das gemeinnützige Wirken nicht als etwas der Kirche Fremdartiges oder Schädliches, sondern als eine Vorstufe für den Dienst in der Kirchgemeinde betrachten. Das vielgestaltige Leben der Gegenwart, die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Bekenntnisse und Richtungen, die geringe Seßhaftigkeit der Menschen unsrer Tage und viele andre Thatsachen bewirken, daß sich in den Kirchgemeinden der Großstädte mit einer rasch wechselnden Bevölkerung kein so inniges Gemeindeleben entwickeln kann, wie in kleinen Städten und auf dem Lande. Das Vereinsleben in den Großstädten und Mittelstädten muß daher auch anders beurteilt werden; es ist für die Kirche selbst unentbehrlich.

Die Wohlthätigkeitsvereine sind ebenso für die Gläubigen wie auch für viele noch Unkirchliche, Glaubenslose und Fremde, an die man doch ebenfalls denken soll, Zuflucht, Halt, Freude und Gelegenheit, ihre Opferwilligkeit zu bethätigen.

Herr Pastor Sulze führt als Grund, weshalb die Liebesthätigkeit der freien Vereine keinen sittlichen Erfolg verbürge, u. a. auch folgenden Umstand an, auf den er auf S. 551 besonders aufmerksam macht: „Die Kirchgemeinden üben ihre Liebesthätigkeit an ihren Mitgliedern, also an Vereinsgenossen: die freien Vereine üben sie an Fremden.“ Ich erblicke gerade einen Vorzug und eine Weitherzigkeit der freien Vereine darin, daß sie auch die Fremden ohne Nebengedanken aus dem Schmutze emporzuziehen und sie allmählich wirtschaftlich und sittlich zu erziehen suchen, um ihnen dann die Wahl ihrer religiösen Gemeinde selbst zu überlassen. Ich habe in der Armenpflege mehrfach die Erfahrung gemacht, daß Arme, wenn sie nur aus dem gröbsten Elend heraus waren, freiwillig in die Kirche gingen. Das hat größern Wert, als wenn man beim Helfen gleich von der Kirche spricht. Viele Arme sind nur Kirchgänger, so lange sie empfangen. Es herrscht in den untern Volksklassen ein sehr großes Mißtrauen gegen die höhern Klassen, viel Neid und der Irrtum, daß das Großkapital und die Reichtümer der Großen schuld an dem Elend der Armen seien. Es ist durchaus nötig, erst die volkswirtschaftlichen Irrtümer aus den Köpfen herauszubringen und thatsächlich zu helfen, ehe man kirchliche Anforderungen stellt. Nicht Religionslosigkeit, sondern rein menschliche, ökonomische Irrtümer, Schwächen und Sünden sind Hauptursachen der Verarmung. Mit der rein humanen Hilfe muß man daher anfangen.

Herr Pastor Sulze schreibt auf derselben Seite 551 von den freien Vereinen oder der sogenannten Humanitätskirche: „Nicht im Namen der höchsten sittlichen Autorität, der Gemeinde Jesu, tritt man ihnen [den Unterstützten] gegenüber, sondern nur mit der Absicht, zu helfen.“ Es scheint mir geradezu Pflicht, dem Armen zuerst nur mit der Absicht zu helfen und nicht mit Bekehrungsversuchen nahe zu treten, wie das ja auch bei Krankenpflegerinnen der Fall sein sollte. An erster Stelle soll das Helfen stehen, wie bei dem barmherzigen Samariter, der an „dem Fremden“ ohne Nebengedanken sein Rettungswerk vollzog. Herr Pastor Sulze giebt zwar an einer Stelle seiner Antwort zu, daß man „der Armen wegen“ und nicht „der Kirche wegen“ helfen soll; aber er bleibt an andrer Stelle doch dabei stehen, daß die nicht konfessionelle Armenpflege „unpatriotisch“ sei. Er schreibt wörtlich S. 552:

Dr. Böhmert befindet sich in einem starken Irrtum über die thatsächlichen Verhältnisse, wenn er an eine überkonfessionelle Liebesthätigkeit der Wohlthätigkeitsvereine glaubt. Es mögen ein paar christlich gesinnte Juden, vielleicht ein paar liberale Katholiken mit ihm zusammenarbeiten. Die katholische Kirche aber überläßt seinen Vereinen ihre Liebesthätigkeit nun und nimmermehr. Und die Sekten, die ein warmes und inniges Gemeindeleben entfalten, thun das auch nicht. Auch keine jüdische Gemeinde verzichtet auf die eigne Liebesthätigkeit, um ihre Glieder an Vereine zu verweisen. Alle diese Konfessionen lassen ihre Liebesthätigkeit sich nicht nehmen. Genommen wird sie nur den evangelischen Landeskirchen. Ihre Glieder nur haben so sehr den Patriotismus verloren, daß sie davor erschrecken, der Kirche zu geben, was der Kirche ist. . . . Die humanitäre Liebesthätigkeit ist der evangelischen Kirche gegenüber dann ein unpatriotisches Beginnen, wenn sie mehr sein will als ein Notbehelf für die Zeit, in der die evangelische Kirche in dieser Beziehung ihre Pflicht nicht erfüllt hat oder nicht erfüllen konnte. Vor allem aber ists unpatriotisch, der eignen Kirche zu sagen, auch in ihrer Mitte würde die Liebesthätigkeit und ihr Erfolg durch Scheinheiligkeit, Heuchelei und Frömmelei verdorben werden. Es ist wahr, daß das zu manchen Zeiten geschehen wäre! . . .

Auf diese Vorwürfe antworte ich zunächst mit der thatsächlichen Mitteilung, daß in den von mir mitbegründeten Dresdner Vereinen „Verein gegen Armennot und Bettelei,“ „Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ und „Verein Volkswohl“ Lutheraner, Reformirte, Katholiken und Juden nicht nur als zahlende Mitglieder, sondern auch teilweise als treue Helfer und sogar als sehr thätige Vorstandsmitglieder einmütig neben einander wirken. In dem „Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ war der kürzlich verstorbene würdige Bischof Wernert ein sehr thätiges Mitglied und mit einem hohen Beitrage beteiligt. Mit ihm sind wohl alle Dresdner katholischen Geistlichen Mitglieder des Vereins geworden. Das trefflich eingerichtete „katholische Gesellenvereinshaus“ steht nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten und Juden zur Benutzung offen. Die auf sozialem Gebiete so thätigen katholischen Gesellenvereine und die Vincentiusvereine wirken in ganz ähnlicher Weise wie unsre protestantischen Landes- und Lokalvereine für innere Mission. Es ist mir nicht bekannt, daß man von katholischer Seite das ganze freie Vereinswesen so lebhaft bekämpft, wie es Herr Pastor Sulze thut.

Herr Pastor Sulze irrt, wenn er behauptet, man wolle der evangelischen Kirche ihre Liebesthätigkeit nehmen. Im Gegenteil, ihre Teilnahme oder selbständige Konkurrenz ist nur willkommen; man muß aber die Liebesthätigkeit auch andern Kreisen neben der evangelischen Kirche gestatten. Herr Pastor Sulze schreibt an einer andern Stelle: „Die Vereine sind die Hierarchie.“ Das können sie niemals werden, weil sie sich ja unter einander Konkurrenz machen und immer neben einander geordnet bleiben; dagegen könnte die Kirche, auch die evangelische Landeskirche, eine Hierarchie werden, wenn sie alles Vereinswesen in sich auflösen und als eine übergeordnete Macht „im Namen der höchsten sittlichen Autorität“ das freiwillige Helfen gewissermaßen in Generalpacht nehmen würde.

Wenn Herr Pastor Sulze ferner sagt: „es sei unpatriotisch,“ der eignen Kirche bittere Wahrheiten zu sagen, so ist mir dies unverständlich. Den eignen Freunden und Glaubensgenossen gegenüber kann man doch gar nicht wahr genug sein. Nicht der „Patriotismus,“ sondern die „Wahrheit“ ist das Wichtigere. Die Vorliebe für die „Landeskirche“ verleitet Herrn Sulze, von „Patriotismus“ zu sprechen, wo er gar nicht angebracht ist. Das Christentum umfaßt die Menschheit und steht über den kleinen Vaterländern. Der protestantische Standpunkt giebt uns gerade die herrliche Freiheit, mit Gesinnungsgenossen aller Länder und mit Genossen jedes Glaubens an Werken der allgemeinen Menschenliebe zu arbeiten, ohne daß wir die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche dabei zu verhehlen brauchen. Während Herr Pastor Sulze bald die „offizielle Kirche,“ bald die „Landeskirche“ betont, berufe ich mich auf das allgemeine Priestertum unsrer evangelischen Kirche und darauf, daß auch zwei und drei Personen, die in Christi Namen versammelt sind, eine Gemeinde der Gläubigen bilden können und in der Uebung der Nächstenliebe an gläubigen und ungläubigen Mitmenschen an keine Landeskirche gebunden sind.*)

Dr. Victor Böhmert

*) Eine Erwiederung D. Sulzes und ein Schlußwort der Leitung dieses Blattes folgen in nächster Nummer. D H

Vom Vatikan

Pius VII., bekannt durch seine Gefangenschaft unter Napoleon I., besaß in dem Kardinal B. Pacca einen seiner tüchtigsten Minister und Staatssekretäre, welche Stellung der Genannte von 1808 bis 1809 inne hatte. Er gehörte ebenfalls zu den Kardinälen, die von Napoleon in Haft genommen wurden, und kam zugleich mit dem gefangenen Papst nach Frankreich, wo dieser bekanntlich starb und von einem Protestanten ein Denkmal erhielt. Genannter Pacca schrieb später seine Memoiren und setzte an deren Anfang einen Brief, den er an seinen Bruder zu jener Zeit gerichtet hatte, als Napoleon I. den Kirchenstaat beseitigte. Dieser Brief wurde später mehrere male abgedruckt, auch ins Französische übersetzt, und sein Verfasser konnte 1846 ruhig das Zeitliche segnen, ohne daß man ihm seinen Brief zum Vorwurf gemacht hätte. Würde sich heutzutage ein Kardinal unterfangen, einen Brief wie den genannten zu schreiben, so würde ihn das Anathema des Papstes treffen.

In jenem Briefe spricht Pacca die heutzutage geächtete Ketzerei aus, daß der Papst, wenn auch Unterthan, doch als solcher sehr wohl imstande sei, die Herde Christi zu weiden. Er meinte, die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes werde diesem Vorteile bringen, sofern sie ihn von weltlichen Sorgen befreie und ihm verstatte, sich gänzlich seinem geistlichen Berufe zu widmen. Wenn der Kirche Glanz und Geld mangle, so werde die Folge sein, daß der Klerus allein durch die Erhabenheit seines Berufs für seine Laufbahn gewonnen werde, nicht aber durch Ehre, Glanz und Vorteil.

Gedanken wie diese wurden vor wenigen Jahren vom Padre Curci und von dem gelehrten Tosti ausgesprochen. Der erste schrieb sogar ein Buch über diesen Gegenstand, worin er die auf weltlichen Besitz gerichteten Gelüste als den „Holzwurm“ des Vatikans bezeichnete; der letztere benutzte das päpstliche Jubiläum, um an eine Aussöhnung mit der Staatsgewalt zu mahnen. Kurze Zeit wurden einige Gemüter durch solche Aeußerungen aufgeregt, dann aber erhob Leo XIII. gegen beide Mahner seinen drohenden Finger, und sofort neigten sich dieselben tief bis zur Erde, erschienen demütig und wehmütig vor dem heiligen Vater und widerriefen alles, was sie gesagt hatten. Padre Curci ist Jesuit, Tosti Benediktiner; beide haben seither geschwiegen, und nie wird die Welt von ihnen wieder ein ehrliches, offenes männliches Wort hören; sie haben beide bewiesen, daß sie keinen Tropfen von Zeugenblut in sich tragen.

Vor den Pilgerscharen, die kürzlich vor dem Papst sich beugten, hat dieser die alte Klage über seine „unerträgliche“ Situation in den gewohnten Wendungen laut werden lassen. Die Pilger haben gerufen: Viva il Papa-Re, und als sie schmerzerfüllt den Papst-Märtyrer verlassen hatten, dachten sie an eine Hauptsache ihrer Pilgerfahrt, das Vergnügen. Sie eilten heiter gen Süden, sahen die Rauchwolke des Vesuvs, die blaue Grotte von Capri, die Lazzaroni in Neapel und kehrten dann vergnügt und der Eindrücke voll in die Heimat zurück. Rom freute sich wiederum über das Gold, das die Pilger dort verausgabten, und Italien läßt den Märthyrer des Vatikan auf neue Pilger hoffen, denen er dieselbe Leidensgeschichte erzählen wird.

Die Zwischenpausen, die solche Glanztage der Pilgerzüge von einander trennen, werden von Weihrauchwolken ausgefüllt, die von der ultramontanen Presse zum päpstlichen Throne emporsteigen. Als kürzlich Leo XIII. seinen Namenstag feierte, ward er z. B. als Märtyrer der Gerechtigkeit, als Befreier der Vernunft, als die Burg des Heiles bezeichnet.

Das alte und neue Heidentum sagt zu ihm: Auch du lebst noch? Verschwinde doch, damit ich Ruhe habe. Der halbheidnische Liberalismus sagt zu ihm: Versöhne dich mit Neu-Italien, und ich werde dir ein Ruhmeslied singen. Dies Wort ist der Hohn einer henkerhaften Perfidie. Dagegen rufen die Gläubigen: Lebe, du Athlet der Wahrheit, und deine Feinde werden zerstieben, sie werden wie Wachs zerschmelzen bei deinem Anblick!

So schrieb ein ultramontanes Blatt.

Soeben lieferte der Vatikan den Beweis, daß seine Kassen mit Geld gefüllt sind. Der Papst hat nämlich seinen Palast durch ein astronomisches Observatorium bereichert und für diesen Zweck etwa eine halbe Million verausgabt. Das Institut besitzt die vollkommensten Einrichtungen, die besten Instrumente, läßt in keiner Hinsicht etwas vermissen. Die Welt ist berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob dieser Luxus durch den Peterspfennig besteht, zu dem auch Tausende von Armen beisteuern? Bekanntlich haben nicht alle Päpste die Gaben der Gläubigen im Sinne der Geber verwendet. Einst wurde eine Türkensteuer eingezogen, die der betreffende Papst nicht für Anwerbung eines Kreuzheeres verwendete, und als Deutschland durch Ablaßpächter und Ablaßkrämer gebrandschatzt wurde, dachten die guten Deutschen nicht daran, daß die einkassirten Gelder dem Bau der Peterskirche dienten. Andre Päpste haben die Kirchengelder zur Bereicherung ihrer Verwandten, zur Aussteuer ihrer Nichten, zur Versorgung ihrer Neffen verwendet. Viele Gelder haben für Zwecke Verwendung gefunden, die wir hier mit Stillschweigen übergehen. Die Welt wird nie erfahren, aus welcher Kasse Leo XIII. die Ausgaben für sein großartiges Observatorium bestritten hat: der Vatikan ist niemandem Rechenschaft schuldig.

Längere Zeit hindurch bereitete dem Vatikan die neuerdings verstorbene Cronaca nera unangenehme Sorgen. Dies war eine von der niedern Geistlichkeit Roms gegründete Zeitschrift, welche sich das Ziel gesetzt hatte, die Schwächen und Laster des höhern Klerus aufzudecken und die Rechte des niedern Klerus zu vertreten. In der That las sie Dinge von der Straße auf, die manchem Prälaten keinen guten Ruf verschafften, und bewies, daß eine tiefe Kluft zwischen der vornehmen Prälatenschaft und dem Proletariertum des niedern Klerus befestigt ist. Die Proletarier des römischen Klerus sind die Geistlichen ohne Anstellung, welche vor allen Dingen in Rom ihr Leben fristen zu können meinen und dort von Sakristei zu Sakristei laufen, ob vielleicht hier oder dort einige der zahllosen bestellten Messen zu erlangen sind, für deren Zelebrirung der Priester je 1 Lira 50 Cent. erhält. Der Kardinalvikar in Rom stellt diesen Geistlichen Erlaubnisscheine für Messelesen aus und belegte kürzlich jeden der halbjährlich zu erneuernden Scheine mit einer Taxe von jedesmal einer Lira. Darob herrschte unter dem Proletariat des Klerus großer Unwille, man sprach sogar von einem Streik der Priester. Dieser ist nicht eingetreten, vielmehr blieb alles beim Alten. Kann ein Priester vom Messelesen nicht leben, so bleibt ihm nur übrig, zu hungern oder bei reichen Prälaten zu betteln. Kürzlich griff ein halbverhungerter Priester zu einem andern Mittel: er stahl ein Brot in einem Bäckerladen und wurde von der Polizei verhaftet. T

Verschiedenes

(Wißmanns Aeußerungen über katholische und evangelische Mission) fahren fort, die Zeitungen zu beschäftigen und die Gemüter zu bewegen. Leider ist es uns nicht vergönnt, wie wir in letzter Nummer in Aussicht stellen durften, heute neue Aufschlüsse mitzuteilen. Der Herr Reichskommissar hat trotz telegraphisch erteilter Zusage unsern Vertreter in Lauterberg nicht empfangen können. Wir müssen uns daher begnügen, folgenden der „Post“ zugegangnen Brief zum Abdruck zu bringen:

„Lauterberg a. Harz, 6. Juli

Meine Aeußerungen über evangelische Missionen in Afrika betreffend, bitte ich Sie, Nachstehendes zu veröffentlichen, da es mir besonders bei meinem jetzigen Gesundheitszustande nicht möglich ist, die vielfachen brieflichen Anfragen zu beantworten. Auch eingesandte Artikel, unter denen mir der in der Täglichen Rundschau vom 3. Juli von D. theol. Warneck geschriebene von großer Unkenntnis der Verhältnisse Zeugnis giebt,*) möchte ich vorläufig durch Nachstehendes erledigen.

„Der Ursprung aller Erörterungen über meine Aeußerungen ist in einer Unterhaltung mit dem Redakteur der Münchener Allgemeinen Zeitung und mit einem Herrn, der von Aegypten aus für die Times schrieb, zu suchen. Beide Herren haben nur evangelische und katholische Missionen auseinandergehalten und infolge dessen meine Ansichten über die englischen Missionen auch auf die deutschen übertragen, während meine Aeußerungen in den Blättern immer mehr entstellt werden. Ich konstatire demgemäß zunächst, daß mein Vorwurf, politische Beeinflussung ausgeübt zu haben, durchaus nicht die deutschen Missionare betrifft. Den Hauptmoment meines Gespräches mit den oben erwähnten Herren bildete der Wert der verschiedenen Missionen als jetzt bestehender Kulturfaktor in Deutsch-Ostafrika. In diesem Punkte verdient ohne Zweifel die katholische Mission bei weitem den Vorrang.

---

*) Vgl. vorige Nummer, Sp. 661 f. Herr v. Wißmann wird diese „große Unkenntnis“ unsers genauesten Missionskenners doch noch näher beweisen müssen.

Und zwar sprach ich meine Ansicht dahin aus, daß hieran nicht nur das langjährige Bestehen und die große Erfahrung der katholischen Missionen die Schuld trägt, sondern auch die Leitung derselben. Die Disziplin der katholischen Kirche scheint mir der Hauptfaktor für die Erfolge der römischen Missionen zu sein; der Umstand, daß die katholischen Missionare hinausgehen, um bis an ihr Lebensende zu wirken (eine Heimsendung wegen Krankheit ist nur äußerst selten), und die Thatsache, daß der Kultus der römischen Kirche mit seinen Aeußerlichkeiten dem Wilden leichter Eindruck hinterläßt als die nüchternen Formen der evangelischen Religion, begründen die bei weitem größeren Erfolge römischer Missionen. Jeder Kenner des Afrikaners oder wilder Völker überhaupt wird mir beipflichten, daß ein Verständnis der christlichen Religion der Liebe bei Völkern derartig niedriger Kulturstufe nicht zu erwarten ist; daß also der richtige Weg für Missionen der sein muß, daß man den Wilden zu einem höheren Wesen erzieht und ihm dann das Verständnis für die Religion beizubringen sucht. Dies streben die römischen Missionen an, indem sie den Grundsatz befolgen: Labora et ora und nicht wie die evangelischen Missionen den für Völker auf höherer Kulturstufe passenden Spruch: Ora et labora.

„Ein andrer äußerst wichtiger Punkt der großen Erfolge der römischen Missionen ist das von vielen Seiten angegriffene Aufkaufen von Sklavenkindern. Zunächst ist an und für sich dieses Vorgehen ein gutes Werk, wenn man bedenkt, was sonst aus den weit von ihrer Heimat, von ihren Eltern weggeschleppten Kindern werden würde. Und dann setzt dieser Kauf ganz allein die Missionen in die Lage, noch zu leitende, zu formende Wesen, Kinder, derartig in ihre Obhut zu bekommen, daß etwas aus ihnen zu machen ist. Ich kenne keine evangelischen Missionen in Aequatorial-Ostafrika, die ein derartiges Material für ihre Arbeit zur Verfügung hatten. Selbst wo evangelische Missionare die Eltern dafür bezahlten, daß sie ihre Kinder zum Unterricht, wenn auch nur auf Stunden, den Missionaren überließen, waren doch keine Erfolge zu erzielen. Ich habe allein aus diesem Grunde junge Missionare kennen gelernt, die, in Afrika angekommen, bitter enttäuscht, sich wieder in die Heimat wünschten, wo ihnen ganz andre Aufgaben eine lohnendere Arbeit versprächen. Daß ich den evangelischen Missionen nicht nur keine Schwierigkeiten oder Hindernisse in Ostafrika in den Weg gelegt habe, sondern dieselben in jeder mir nur möglichen Weise unterstützt habe, kann ich durch Dankschreiben von seiten englischer und deutscher Missionen belegen. Daß ich aber glaube, daß bei richtiger Leitung diese Missionen unendlich mehr leisten können, daß ich die ungeheuren Summen, die für englische Missionen nach meiner Ueberzeugung in keinem Verhältnisse stehen zu dem Erfolge, besser angewandt wissen möchte, das will ich hier und überall wiederholen. Ich möchte nicht auf Vorkommnisse eingehen, die mich gerade im letzten Jahre hätten veranlassen können, das Interesse an den evangelischen Missionen*) zu verlieren. Erörterungen über diesen Punkt passen besser in eine Besprechung mit direkt Beteiligten.

„Es ist, möchte ich zum Schlusse erwähnen, mein sehnlicher Wunsch, sobald meine Gesundheit hergestellt ist, auf die hier nur oberflächlich behandelten Gesichtspunkte zurückzukommen und meine langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen in Afrika den Herren zur Verfügung zu stellen, die die Organisation und Leitung evangelischer Missionen in Afrika in die Hand genommen haben, nur von dem Wunsche beseelt, auch unsre evangelischen Missionen zu segensreichen Kulturfaktoren heranwachsen zu sehen. Ich weiß, daß alle Kenner Afrikas, Kaufleute, Forscher und Soldaten, Deutsche, Engländer oder welcher Nation sie auch angehören, mit mir in allen eben erwähnten Punkten übereinstimmen.

„Wie ich in meinem letztgeschriebnen Werke »Unter Deutscher Flagge quer durch Afrika,« so haben sich viele andre in diesem Sinne geäußert; viele haben es unterlassen, um nicht in eine unbequeme Polemik hineingezogen zu werden. Diesen Standpunkt aber halte ich für mehr als falsch; denn was kann den Vorkämpfern der christlichen Religion der Wahrheit willkommner sein, als eine Beurteilung ihrer Thätigkeit von Männern, die das Feld derselben genau kennen. Und sollten selbst meine Aeußerungen für manche Punkte nachhaltig widerlegt werden können, so würden dieselben doch dazu beitragen, den richtigen Weg, der zum Ziele führt, näher zu beleuchten. Ich bin vorläufig außer stande, mich über dies Thema weiter auszulassen, und bitte daher weitere Erörterungen aufzuschieben oder an Herrn Pastor Diestelkamp in Berlin einzusenden, mit dem ich, sobald meine Gesundheit wiederhergestellt sein wird, in Verbindung zu treten hoffe. v Wißmann“

Gewiß kann man Herrn v. Wißmann nur dankbar sein, daß er seine Ansichten und Erfahrungen auf dem Missionsgebiete öffentlich äußert. Wir können daraus unter allen Umständen nur Gewinn ziehn. Und man darf sich der bestimmten Erwartung hingeben, daß die von ihm nach seiner Genesung erfolgenden weiteren Aufklärungen nicht einfach vertraulich dem Vorstande der Berliner Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika zugehen, sondern dem gesamten evangelischen Deutschland anvertraut werden. Wie die Dinge jetzt liegen, hat man auf allen Seiten das Recht, klar zu sehen, und nichts würde den Missionseifer in den Gemeinden mehr schädigen, als wollte man hier versuchen zu vertuschen und zu verheimlichen. Wir rechnen hierin ebenso bei Herrn Pastor Diestelkamp und Genossen wie bei Herrn Major v. Wißmann auf eine vollkommen loyale Weiterführung der begonnenen Erörterung.

Daß die deutschen evangelischen Missionen von dem Urteil Wißmanns mitbetroffen seien, stellte schon der offiziöse Telegraph unter dem 5. Juli in Abrede. Man fragte sich nur erstaunt: warum so spät? Im übrigen war das für jeden, der eine Ahnung von dem Thatbestande deutscher evangelischer Mission in Ostafrika hat, selbstverständlich, daß die beiden einzigen Missionare, die wir dort haben, Greiner in Dar-es-Salaam und Krämer, der sich soeben in Tanga eine Station gründet, weder die Neigung noch das Zeug dazu haben konnten, eine politische Rolle zu spielen. Die Armseligkeit unsrer bisherigen Missionsthätigkeit in Ostafrika ist der nächstliegende und durchschlagende Beweis für deren Unschuld. Freilich ein trauriger Beweis, dessen Unehre aber nicht die Berliner Missionsgesellschaft, sondern das ganze evangelische Deutschland trägt. Ein Freund und Reisegenosse Wißmanns hat unserm Vertreter in Lauterberg ausgesprochen, daß Greiner und Krämer durchaus in Wißmanns persönlicher Achtung stehen, daß diesen beiden Männern keinerlei Vorwurf zu machen sei; ferner aber, daß auch Wißmann dringend wünsche, daß die deutsche evangelische Mission kräftiger unterstützt werde. Und hierin liegt offenbar die einfache Nutzanwendung des ganzen Zwischenspiels. Wir legen sie unsern Lesern dringend ans Herz.

Die durch Wißmann hervorgerufenen Erörterungen aber können damit nicht abgeschlossen sein. Als eine vorläufige Antwort auf das, was er in seinem Brief an die „Post“ über die rechte Missionsmethode sagt, wird der Aufsatz gelten dürfen, dessen Veröffentlichung wir heute an erster Stelle dieser Nummer beginnen. R

(Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse Württembergs) Heft XIV: Die katholische Kirche Württembergs seit Gründung des Bistums Rottenburg. Halle, Strien 1890. 57 S.; 70 Pfge.

Der Inhalt dieses nicht bloß für den Württemberger interessanten „grünen Heftes“ ist in der Kürze folgender: Am Anfange dieses Jahrhunderts erhielt Württemberg mit bedeutendem Länderzuwachs eine Menge katholischer Unterthanen. Die Verordnungen des Königs Friedrich über die Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche halten strenge an der Oberhoheit des Staates fest und gehen weit über das hinaus, was die Maigesetze für Preußen erstrebten. Rom fügte sich damals, und Pius VII. belobte den König als „wohlwollenden Regenten.“ Unter König Wilhelm (1816—1865) wurde nach zwölfjährigen Verhandlungen das Bistum Rottenburg errichtet (1828); auch er vergab damals der staatlichen Oberhoheit nichts. Dank der evangelisch milden Gesinnung des Bischofs Keller (1828—1845) und der unter den gebildeten Katholiken herrschenden „reformatorischen, die Hoffnung auf Geistesbefreiung weckenden Bewegung“ blieb ein aufrichtiger innerer Friede erhalten. Der Kölner Mischehestreit rief eine energische Opposition gegen den Bischof und die Regierung hervor. Keller, verfolgt und verunglimpft, läßt sich ins ultramontane Fahrwasser treiben, gegen die eigne Ueberzeugung und die innerste Neigung. Von da an war er trotz dem Segen des heiligen Vaters innerlich gebrochen, „ein ruheloser, mißtrauischer Greis.“

Sein Nachfolger wurde Bischof Lipp (1848—1869). Auch in Württemberg folgt aufs Revolutionsjahr die Zeit der Zugeständnisse an die immer aggressiver auftretende katholische Kirche; sie gipfeln in dem berüchtigten Konkordat vom Jahre 1857, in dem alle Staatsrechte preisgegeben werden. Doch das Konkordat und seine Urheber fallen, da die Stände im unrühmlichen Handel nicht mitthun. Das Gesetz vom 30. Januar 1862 betreffend die Regelung des Verhältnisses der Staatsgewalt zur katholischen Kirche ist ein Versuch, kirchliche Selbstverwaltung und staatliche Oberhoheit in Einklang zu bringen. Der Staat kommt der Kirche bis an die äußerste Grenze entgegen, und Bischof Lipp, der seine Stimme stets kräftig für die Forderungen seiner Kirche erhoben hat, giebt sich mit dem sehr erträglichen modus vivendi zufrieden. Aber die Heißsporne seiner Diözese denunziren ihn in Rom, und Pius IX. tritt mit der Regierung in Unterhandlung wegen eines Koadjutors. Der Schmerz darüber bricht dem Bischof das Herz; „auch der zweite württembergische Bischof hat ein unglückliches Ende genommen.“

Der dritte ist Hefele, seit 1869. Dank der Weisheit der Regierung weiß man seit Jahrzehnten in Württemberg von kirchlichen Konflikten nichts; alles geschieht, die katholische Kirche zufriedenzustellen, selbst auf Kosten der Parität: ins evangelische Stift zu Tübingen wurden 1815/75 2094, ins katholische Konvikt 2164 Zöglinge aufgenommen, und 69 Prozent der Bevölkerung sind evangelisch! Auf einen evangelischen Einwohner verwendet der Staat (für kirchliche Zwecke) 1 Mark 62 Pfennige, auf einen katholischen Einwohner 2 Mark 7 Pfennige! So sind die bedeutenden Fortschritte der katholischen Kirche in Württemberg, worüber das Heft genaue Auskunft giebt, nicht zu verwundern.

Und der Dank für all dies Entgegenkommen? „Römisch (d. h. jesuitisch) gesinnt wie noch nie, rauflustig, siegesgewiß und zukunftsstolz steht die katholische Geistlichkeit im Lande Württemberg da. . . Der Friede ist erhalten, die evangelische Kirche zahlt die Kosten.“ Wie lange wird er noch erhalten bleiben? Die Regierung wird bald in irgend einer Weise Stellung gegen die Ansprüche der römischen Kirche nehmen müssen. Das katholische Volk wird neuerdings mit Hochdruck bearbeitet und verhetzt; die Jesuitenfrage bildet den Ausgangspunkt; es liegen bereits zwei massenhaft verbreitete Flugschriften vor, die in den grellsten Farben das Unrecht schildern, das der katholischen Kirche durch die Vertreibung der Jesuiten angethan wurde; der demokratische Reichstagskandidat des dritten Wahlkreises (Protestant) erhielt die Zentrumsstimmen gegen das Versprechen, für Aufhebung aller „Ausnahmegesetze“ zu stimmen. Die Jesuitenfrage wird bei der Zusammensetzung des neuen Reichstages in ein akutes Stadium treten, und die Entscheidung mag ausfallen, wie sie will: wir Württemberger werden uns der Folgen in ernstem Kampfe zu erwehren haben. E

Zur Besprechung eingesandte Bücher

Johansson, Die heilige Schrift und die negative Kritik. Deutsch von Claussen. Mit einem Anhange über rechte und falsche Ver-

*) Also doch auch an den deutschen? Vergl. unten. D H.

teidigung der Bibel, von Delitzsch. Leipzig, Dörffling und Franke. 4 Mk.
Kirchner, Helden des Glaubens. Gedichte. Bremen, Heinsius Nachfolger. 3 Mk.
Schneider, Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaß in der Zeit der französischen Revolution. Straßburg, Schmidt. 312 S. Preis?
Lechler, Der deutsch-evangelische Kirchenbund. Gütersloh, Bertelsmann. 2 Mk.
Eck, Zinzendorf und seine Nachwirkungen in der Gegenwart. Nebst Anhang: Die soziale Krisis und die evangelische Kirche. Sonderabdruck aus der Christlichen Welt. Leipzig, Grunow. 2 Mk.
Koppelmann, Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Gütersloh, Bertelsmann. 1,80 Mk.
Mollmann, Rätsel des Daseins. Leipzig, Neumann. 1,50 Mk.
Beck, Zwanzig Predigten über ausgewählte Texte. Würzburg, Hertz. 1,50 Mk.
Bergner, Der gute Hirte in der altchristlichen Kunst. Berlin, Speyer und Peters. 1 Mk.
Flößel, Die Schwiegermutter. Dresden, Hönsch und Tiesler. 1 Mk.
Schwalb, Ziele und Hemmnisse einer kirchlichen Reformbewegung. Kanzelreden. Leipzig, Wigand. 2 Mk.
Pfleiderer, Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71. München, Beck. 2,25 Mk.
Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen. 11. und 12. Lieferung. Gotha, Perthes. 2 Mk.
Ribbing, Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen. Leipzig, Hobbing. 2 Mk.
Schall, Sozial-Revolution oder Reformation. Braunschweig, Wollermann. 50 Pfge.
Offner Brief an Herrn Professor Martin von Nathusius in Sachen Thümmel. Von Tertius Gaudens. Samt der Erwiderung des Herrn von Nathusius. Barmen, Wiemann. 15 Pfge.
Dächsel, Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 4 Mk.
— Kanzelbüchlein. Sonntags- und Festtags-Perikopen. Ebenda. 1 Mk.
— Liturgisches Handbuch für die Gemeinde. Ebenda. 60 Pfge.
Bonnet, Die Wichtigkeit der weiblichen Gemeindediakonie. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 30 S. Preis?
Verhandlungen der Halleschen Konferenz der deutschen Sittlichkeits-Vereine vom 8. und 9. Mai 1890. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1 Mk.
Munding, Die Lügen des sozialistischen Evangeliums und die moderne Gesellschaft. Stuttgart, Levy und Müller. 2. Aufl. 1,50 Mk.
Pache, Unsere Arbeiterfrauen. Wie sind sie? Wie sollen sie sein? Leipzig, Voigtländer. 1 Mk.
Brentano, Die Stellung der Gebildeten zur sozialen Frage. Vortrag, gehalten im Verein deutscher Studenten zu Leipzig. Berlin, Nauck. 25 Pfge.
Beck, Philipp Adolf von Münchhausen der Aeltere. Würzburg, Hertz. 2 Mk.
Ehrenrettung eines treuen Zeugen Christi. Antwort auf die Schrift des Generalsuperintendenten D. Möller „In Stille und Sturm." Köln, Roemke u. Co. 40 Pfg.
Drummond, Das Beste in der Welt. Deutsche autorisirte Ausgabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1 Mk.
Frommel, Allerlei Sang und Klang. Erzählungen und Skizzen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 3. Aufl. 2 Mk. 25 Pfge.
Der kleine Geschichtsfälscher, oder Janssen in der Westentasche. Barmen, Wiemann. 48 S. Preis?
Pateneinladungen in Karten- und Briefform. Leipzig, Wallmann. Karten: 4 St. 0,60, 20 St. 2,50, 100 St. 10, 200 St. 19 Mk. Briefe: 4 St. 0,20, 100 St. 4 Mk.

Abgeschlossen am 18. Juli. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Bei J. Fricke in Halle erschien:

Nebe, General-Superintendent, **Stellung der Kirche zur Arbeiterfrage.** 50 Pfennige.
Pfau, Die **soziale Frage** in ihrem Verhältnis zum **Christentum.** 1 Mark.
Schrader, Dr., Die korporative **Organisation des Handwerks.** 50 Pfennige.
Rohkohl, Notstände. Eine Zeitstudie. 75 Pfennige. Obige 4 Schriften **zusammen bezogen** 1,50 Mark.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.
Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Daechsel, A. P. Privat-Agende. 4 Mark.
Frommel, Hofpred. Allerlei Sang und Klang. 3. Aufl. 2 Mark 25 Pfge.
Steinmeyer, Prof. D., Die Heilung des Blindgeborenen durch Jesum. 1 Mark 80 Pfge.

Soeben erscheint:

Paulus, eine Döllingerische Skizze.
Erwiederung auf Döllingers Lutherskizze
von weil. D. **J. Chr. K. Hofmann,** Prof. d. Th.

In **zweiter** Auflage, herausgegeben von **Prof. D. Th. Kolde.** 60 Pf.

Noch einmal Luthers Selbstmord.
Eine Erwiederung auf P. Majunkes neueste Schrift.
Von **Prof. D. Th. Kolde.** 50 Pfg.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (**Georg Böhme**), **Erlangen und Leipzig.**

Vierundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 15., 16., 17., 18. u. 19. September 1890 zu Mannheim.

Montag, den 15. September.

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im Pfälzer Hof. Nachmittags: Fortsetzung der Beratung.

Dienstag, den 16. September.

Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. Nachmittags 3 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im Rathaussaale (am Marktplatze). Von da Festzug nach der Trinitatiskirche. $3\frac{1}{2}$ Uhr: Einläuten des Festes. 4 Uhr: Festgottesdienst in der Trinitatiskirche. Predigt: Herr Prälat D. **Doll** aus Karlsruhe. Vor Schluß des Gottesdienstes finden Ueberreichungen von Festgaben statt. 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im kleinen Saale des Ballhauses. — Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im großen Saale des Ballhauses.

Mittwoch, den 17. September.

Morgens 7 Uhr: Glockengeläute und Choral von der Konkordienkirche. $8\frac{1}{2}$ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen im Rathaussaale. Von da Festzug nach der Trinitatiskirche. 9 Uhr: Festgottesdienst in der Trinitatiskirche. Predigt: Herr Konsenior und Dozent D. **von Zimmermann** aus Wien. 11 Uhr: Oeffentliche Versammlung in der Konkordienkirche. Nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im Ballhause. 6 Uhr: Kirchenkonzert in der Trinitatiskirche. $\frac{1}{2}8$ Uhr: Gesellige Zusammenkunft im Saale des Ballhauses.

Donnerstag, den 18. September.

Morgens 7 Uhr: Choral von der Konkordienkirche. 8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Konkordienkirche. Nachmittags $2\frac{1}{2}$ Uhr: Ausflug nach **Heidelberg.**

Freitag, den 19. September.

Morgens 9 Uhr: Rheinfahrt nach Speyer zum ersten Spatenstich für die Grundsteinlegung der Protestations-Kirche.

Während der Dauer der Versammlung ist im **Pfälzer Hof** (Litera D 1. 5), sowie zu den Ankunftszeiten aller Eisenbahnzüge in dem **„Eisenbahn-Hotel,"** nächst dem Bahnhofe, ein **Anmelde- und Wohnungsbureau** für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das Bureau des Zentralvorstandes befindet sich im Pfälzer Hof.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine **alsbald nach ihrer Ankunft** ihre **Vollmachten** im Bureau des Zentralvorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbureau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. — In demselben Bureau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Diejenigen Festteilnehmer, welche durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 6. September unter der Adresse: „J. Aug. Engelsmann, Mannheim" anmelden.

Unter derselben Adresse können auch schon im voraus die Tisch-, Fest- und Rheinfahrtkarten gegen Einsendung des Betrages bezogen werden.

Die Festkarte (zu 3 Mark) berechtigt zur Benützung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen, des Kirchenkonzerts und zu der Fahrt nach Heidelberg. — Für diese Fahrt werden im Anmeldebureau bei Lösung oder später gegen Vorzeigung der Festkarte besondere Karten unentgeltlich abgegeben, die aber spätestens bis Dienstag Abend erhoben werden müssen. Ebendaselbst können in gleicher Weise die Karten für die Rheinfahrt nach Speyer und zurück (gegen Entrichtung von 1 Mark) bis spätestens Mittwoch Abend gelöst werden.

Die Tischkarte (zu 3 Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwochs um 3 Uhr. — Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Mannheim, den 25. Juni 1890. **Der Festausschuß.**

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart
nebst einem Anhang: **Die soziale Krisis und die evangelische Kirche**
Von **Samuel Eck**, Pfarrer in Rumpenheim
Preis 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig